Die Mennonitische Rundschau

1877 — Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. — 1940

Vol. 63. — Winnipeg, Man., November 27, 1940. — Number 48.

Published by "The Christian Press, Limited," 672 Arlington St., Winnipeg, Manitoba.

Advent.

Willst wider zu uns kommen
Du liebster Jesu mein.
Du Sehnsucht aller Frommen
Mit deinem Freudenschein.

Da soll mein Herz sich rüsten
Dich würdig zu empfahn.
Doch klebt der bösen Lüsten,
Und Arges mir noch an.

Wie soll ich dir begegnen
Dem hohen Ehrengast?
Wird er mich Armen segnen,
In meiner Sündenlast?

Sollst still, ganz stille werden
Du armes Herze mein.

Er kam auf diese Erde
Die Sünder zu erfreuen.

Er hat die Last getragen
Die dich noch manchmal drückt.
Schau auf und laß dir's sagen;
Du scheue nicht zurück.

Er hat dich angenommen
Ein irdenes Gefäß.
In ihm bist du vollkommen,
Der Seligkeit gewiß.

So will ich dem begegnen,
Dem teuer werten Gast!
Er wird mich Armen segnen,
Und nehmen ab die Last.

Peter P. Isaak.

Bald.

Matthäus 3, 2: Tut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.

Es war eine böse, dunkle Zeit, als Johannes im Geist und in der Kraft des Elias, und im härenen Mantel, vom ledernen Gürtel zusammengehalten, wie jener finstere Prophet des Alten Bundes, vor das Volk trat und seine Predigt und die Führung seines Amtes anhob. Sein Amt aber bestand darin, dem Herrn den Weg zu bereiten, damit er Eingang finde in die Herzen der Menschen, die zu beglücken er kam.

Noch war er mit seinem Himmelreich nicht da. Noch bedeckten dicke Wolken den Himmel. Aber er war nahe, und hieh und da blitzte ein Strahl der Sonne durch die Wolken hindurch, die droben am Himmel noch immer stand, die Erde zu segnen, sobald sich die Wolken verzogen hatten. Es waren die Wolken, die die Erde mit fruchtbarem Regen befeuchtet hatten, die aber das Wachstum nicht geben konnten. Es mußte die freundliche Sonne sein, die das Leben aus dem Boden rief.

Eine jegliche Trübsal, wenn sie da ist, scheint uns nicht Freude zu sein. Hernach aber wirkt sie eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit. Dem Erdboden scheint das Durchtränkt werden nicht angenehm zu sein, denn er trocknet bald, wenn der Regen aufhört. Und doch ist ihm der Regen gut, denn er löst die Kräfte, die verhärtet im Erdboden liegen, als wären sie tot, bis sie der Regen auflöst, daß sie den Lebewesen durch die Poren dringen können und sie zum Licht emportreiben, bis die Frucht an und in ihnen reife.

Das Menschenherz gleicht dem dürren verhärteten Boden, in welchem die Lebenskräfte erstarrt sind, bis der Regen kommt und sie erweicht. Der Regen aber, der auf und in die Menschenherzen fällt, sind die unzähligen Tränen, die in Sturmesnächten der Trübsal vergossen, werden, und irgendwie lebt in jedem Volk der Gedanke, daß die Fülle dieser Tränen vergossen werden muß, ehe die Erlösung kommen kann. Die Juden haben diesen Gedanken in die Form einer Legende gekleidet und sagen, vor Gott stehe eine Schale, und die müsse mit den Tränen Israels gefüllt sein, ehe die Erlösung Israels kommen könne.

In dem Gedanken mag schon etwas liegen, das zu beachten ist. Wir wissen, daß unser Boden durch Frost und Schnee und Regen gelockert, durchfeuchtet und bereitet wird, daß er Frucht trage, und nur der Boden wird reiche Frucht tragen, der alles empfangen hat, was ihm zukommt. Aber was die Tränen der Menschen betrifft, ist es nicht einerlei, wasfür Tränen es sind, die auf das Menschenherz fallen. Tränen des Zorns gleichen dem Hagelschlag, der die Fluren vernichtet. Tränen der Verzagtheit sind wie Mehltau, der das Leben in den Pflanzen bindet statt es zu lösen und zu fördern wie der gesunde Tau der Nacht. Aber die Tränen der Buße und Reue sind es, die das Herz erweichen und bereiten, den Samen der göttlichen Gnade im Worte Gottes zu empfangen und Frucht zu tragen.

Als Johannes auftrat, waren in Israel Ströme von Tränen geflossen, aber Israel wußte, daß jene Schale damit nicht gefüllt war. Es mußte noch ganz andres kommen. Es waren Tränen der Verbitterung, des Eigensinns, der Traurigkeit, der Verzweiflung gewesen, und diese waren nicht in die Schale geflossen, die vor Gott steht und die Fülle der gesegneten Tränen sammelt. Wir Christen würden sagen, es sind nur die Tränen der Buße, die in jene Schale fließen und sie füllen, und noch findet Israel die Gnade zur Buße nicht, und so nahe ihm auch das Himmelreich mit seiner Freude ist, so kann es doch nicht in dasselbe eindringen, weil Israels Tränen sein Herz vergiften und verhärten, statt es zu befruchten und zu erweichen.

Da trat Johannes vor das Volk als der Prophet Elias, der gegen Götzendienst und Sünde des Volkes zu zeugen hatte, und sein erstes Wort an die Gemeinde der Juden und an alle, die sich um ihn sammelten, war: „Tut Buße!" Gebt euren Zorn und eure Halsstarrigkeit auf, denn von Gott könnt ihr wohl alles erflehen aber nichts ertrotzen.

Faßt wieder Glaube und gebt euch nicht der Gleichgiltigkeit hin, die in der Verzweiflung endet, sondern richtet den Blick himmelwärts, denn euer Schade ist zwar verzweifelt böse, aber Gottes Gnade kann auch ihn heilen und wieder gut machen, wenn ihr unter Tränen der Buße und Reue dem absagt, was euch zum Verderben ist, der Sünde.

Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, aber es kommt, wie der Prophet sagt, mit Lohn und mit Vergeltung. Sein Lohn ist mit ihm, und seine Vergeltung ist vor ihm. Er kommt, um den Feigenbaum zu bedüngen und zu umgraben; aber er hat auch die Wurfschaufel in seiner Hand und wird seine Tenne fegen, und die Axt ist den Bäumen an die Wurzel gelegt, und welcher Baum nicht gute Früchte bringt, der wird abgehauen und in's Feuer geworfen.

Darum trockne die Tränen des Zornes, des Eigensinns und der Verzweiflung, die Dein Leben nur immer düsterer und schwerer machen, und laß Dein hartes Herze auftauen in Tränen der Reue und Buße, die da wohltun und den Blick für die Sonnenstrahlen klären, die schon durch die Wolken dringen und bald in voller Kraft und Pracht den Bußfertigen umstrahlen werden, daß [illegible] zu neuem Leben erwacht [illegible] der Gerechti[illegible] der Freude trägt. Denn die Bußtränen sind die einzigen, die in Freudentränen verwandelt werden. Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.

Vor Gott sind schwere, dunkle Zeiten nicht nur Schmerz und Leiden, sondern Zeiten des Segens, in denen das Menschenherz zur Frucht erwacht und zur Freude erzieht. Darum hat er die Seinen stets auf den wertvollen Gehalt der Freude hingewiesen, der in den Leiden schon liegt, damit sie die bösen Zeiten auskaufen und reich und froh werden.

Den Heiligen der letzten Tage sagt er, wenn die Kriege und das Erdbeben kommen werden, vor welchen die erschrecken, die nie andere Tränen gekannt haben als die des Zorns und der Verzweiflung, dann sollen sie ihre Häupter erheben, weil sich nun ihre Erlösung naht. Ihnen sind die Leiden zum Heil geworden, die sie erduldeten, denn sie haben den Grund derselben in ihren Sünden gefunden und haben Buße darüber getan, und nun kommt die Erlösung von Sünden und damit auch die Erlösung vom schweren Druck, der auf ihnen in der Verwirrung der Welt lastet.

Liebe Seele! Die Adventszeit ist wieder da, diese Zeit der Erwartung des Lichts, das bald hervorbrechen soll. Die Nacht des letzten Jahres war eine äußerst dunkle, mit Kriegsgeschrei und Krieg, mit viel Not und Tod, mit Erdbeben und Gericht über Königreiche und Nationen. Gott hält Gericht. Er kommt, und seine Vergeltung ist vor ihm. Ach, wieviele müssen jetzt einheimsen, was ihre Taten wert sind! Wie vielen, die Wind gesät haben, reift nun die Sturmesernte, die sie umtobt und zerbricht. Und unter all den Stürmen liegt auch unser Herz, und es muß so viel in ihm zerbrechen, was nicht aus Gott ist. Manches davon haben wir so hoch geschätzt und so wert gehalten, und es muß doch dahin, und Du mußt weinen.

Was sind Deine Tränen? Weinst Du sie in Zorn und Verzweiflung, daß Du mit Deinem Willen nicht durchkommen kannst? Oder weinst Du Tränen der Buße darüber, daß immer noch so viel in Deinem Herzen Raum finden konnte, was nicht gut war und weder zur Ehre Gottes noch zu Deinem Heil dienen konnte? Verlorst Du den Kopf in der Verwirrung der schweren Tage? Oder kannst Du heute Dein Haupt erheben, weil sich die Erlösung naht, ja, weil sie im Gericht über das Böse in Dir schon da ist?

Da ist kein Zweifel: das Reich

Gottes ist nahe herbeigekommen? Aber was wird Dir und mir das Reich Gottes bedeuten? Gericht oder Gnade? Lohn oder Vergeltung? Wer unter die Vergeltung fällt, der wird das Hereinbrechen des Himmelreiches mit seinem Lohn schon nicht sehen und genießen können. Er wird schon in dem Gericht der Vergeltung zusammenbrechen und untergehen. Nur wer in dem Gericht über seine Sünde im Sturm und in der Not beharrt bis an's Ende und sich reinigen läßt, — nur der wird nun sein Haupt erheben in dem Bewußtsein, daß ihm weder die Wartezeit noch das Hereinbrechen und der Sieg des Himmelreiches zum Schaden werden können. Er wird leben, und ihm ist die Hoffnung des Himmelreiches jetzt schon die große Freude, die ihn mutig und vertrauend in die Zukunft sehen läßt, denn Gott hat alles in Händen und wird alles herrlich hinausführen.

In den Nordländern werden nun die Nächte immer länger und immer dunkler und kälter. Der Frost bindet das Erdreich und dringt immer tiefer in dasselbe ein. Schneefall kommt immer häufiger, währt immer länger und deckt die Erde immer tiefer zu.

Und was tun die Menschen, in denen die Hoffnung lebt? — Sie erwarten die Dämmerung des Abends und die Finsternis der Nacht mit pochenden Herzen, denn sie alle haben Lichter, die sie anzünden wollen, und in deren Schein sie glücklich und froh sein wollen. Gewiß, die Welt draußen ist dunkel und kalt, aber drinnen haben wir das Licht und das warme Feuer im Ofen, das uns unser Haus zum warmen, trauten Heim macht. Und Nacht und Winter können das Gefühl der heimlichen aber großen Hoffnung und Freude nur noch verstärken.

Und das Feuer des trauten Heimatherdes brennt nicht nur in den Oefen. Es brennt auch als warme Liebe in den Herzen, die in der Dunkelheit geheimer Winkel alles vorbereiten, um denen ein Licht der Freude am Weihnachtsabend anzuzünden, die sie liebhaben.

Und warum fürchten sie Dunkelheit und Frost draußen nicht? Weil sie Licht und Wärme in ihrem Heim haben, das durch die Kälte und Dunkelheit draußen nur verschönt und erhöht werden kann.

Meinst Du, liebe Seele, es werde nur immer noch kälter und dunkler in der Welt, und es sei keine Rettung da und keine in Aussicht? Sieh', das hängt alles davon ab, ob Du drinnen oder draußen bist, und ob Du in der argen Welt am Herzen Jesu eine Heimat gefunden hast, in welcher der Friede wohnt, den Jesus gibt, der nicht so gibt wie die Welt, d.h. der nicht nur Frieden vortäuscht, sondern beständigen Frieden gibt, der da aushält, und wenn sich Krieg und Erdbeben erhöben und die Berge mitten in's Meer versinken würden.

Wer in Jesu ruht, der ist wie einer, der in langen Winterabenden sein Licht anzündet und am warmen Ofen bereitet, was andern zu Freude und Glück dienen soll und ihnen helfen, auch licht und warm zu werden. Ihm kann auch der immer schlimmer werdende Winter und die immer tiefere Dunkelheit von seiner stillen, innigen Freude nichts rauben. Das Licht und das warme Herdfeuer aber in unseren Herzen ist die Liebe. Wo die brennt, da kann keine Kälte und Dunkelheit von draußen unsere Lebenskräfte lahm legen. Da wird es immer licht und heiter sein.

Nun, liebe Seele, steht Dein Gott Dir besonders nahe und ruft Dir zu: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir! Weiche nicht, denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich; ich helfe dir auch und errette dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit". Wo Liebe ist, da wird nun im Dunkel tiefsten Geheimnisses Gutes für alle Lieben vorbereitet. Nirgends ist mehr Liebe als im Vaterherzen Gottes, und nirgends ist darum auch mehr Bereitschaft zu segnen als bei ihm, dem rechten Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden.

Noch hängt der Schleier tiefen Geheimnisses über allem. Noch ist es nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, so werden wir ihm gleich sein; denn wir werden ihn sehn, wie er ist. Noch ahnen wir nur, aber bald, bald werden wir vom Glauben zum Schauen kommen. Bald ist unsere Wartezeit erfüllt, und wessen Herz in Gott ruht, der trägt bereits das tiefe Ahnen in seiner Brust, das ihm die große Gabe bereitet wird; und dem dehnt sich die Brust bereits im Erwachen und in dem Verlangen, Frucht der Freude allen zu tragen, die man liebhat, ja, auch der bösen Welt ein Licht anzuzünden und ihr voranzuleuchten zu einem besseren Leben, das die Tränen der Hoffnungslosigkeit trocknet und die milden Tränen der Buße hervorruft, daß das Herz erweicht und befruchtet werde und in neuer Hoffnung und Kraft ergrüne und erblühe.

Laß Dich den ernsten Bußruf des neutestamentlichen Elias nicht erschrecken und zurücktreiben. Tränen mußt Du in dieser Welt doch weinen. Laß Dir von dem Gott, der die Buße fordert, die linden Tränen der Buße geben, aus denen Tränen der Freude werden.

Bald wird er den Himmel zerreißen und herabfahren, und das Himmelreich wird Dich erfassen und selig machen. Amen!

Jacob H. Janzen.

Engelchor.

Ehre sei Gott in der Höhe!
Friede auf Erden,
Und an den Menschen,
Ein Wohlgefallen!

Wiederum eine Bitte!

Wir hier in Canada sind doch wohl darauf angewiesen, immer wieder um Hilfe zu bitten. Ich hatte es mir sonst schon vorgenommen es nicht mehr zu tun, wenn wir auch nur eine mittelmäßige Ernte erhalten könnten. Nun ist der Winter aber wieder da und wir erhalten wieder viele Bittgesuche um Kleider. Die Ernte war in unserm Rosthern Distrikt mittelmäßig, vielleicht durchschnittlich 14 Buschel vom Acker. Weiter südlich und auch nördlich hat es aber wieder nicht Ernten gegeben, südlich wegen Dürre, und nördlich ist das Getreide verfroren, durch frühen Herbstfrost.

Die Verordnungen der Regierung erlauben dem Farmer nur acht Buschel Weizen vom Acker zu verkaufen, auf manchen Stellen weniger, auf andern etwas mehr. Das gibt kaum genug die Unkosten zu decken und es bleibt in vielen Fällen wenig für Groceries und fast garnichts für Kleider. Unser Volk im westlichen Canada ist in vielen Fällen verarmt.

Dürfen wir noch wieder um Kleider bitten für die vielen Armen, die nicht wissen, wie sie ohne Hilfe durch den Winter kommen können. In der Hoffnung daß auch diese Bitte Gehör finden wird, zeichnet, mit herzlichem Gruß,

David Töws.

Werte Sonntagsschulen.

Wir rufen uns mit den Worten des Apostels in Röm. 12, 11. 12 zu, wo er sagt: „Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt, seid brünstig im Geiste, schicket euch in die Zeit. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet".

Wir freuen uns, daß die gradierten Sonntagschul-Lektionen sich in einer verhältnismäßig kurzen Zeit in den meisten unserer Sonntagsschulen eingebürgert haben. Das haben wir jedenfalls dem Umstande zu verdanken, daß in den meisten Sonntagsschulen eine große Anstrengung gemacht worden ist, sich mit dem neuen Gang vertraut zu machen. Es tut uns leid, daß wir nun eine Störung in der Herausgabe dieser Lektionen kundgeben müssen. Da die Nördliche Distrikt-Konferenz in diesem Sommer nicht tagte, sind uns keine weiteren Gelder zur Verfügung gestellt worden, das Defizit dieser Herausgabe zu decken. Die Kasse ist erschöpft, und ohne Geld können wir nicht weiter arbeiten. Nun ist auf den Halbjahres-Versammlungen in Manitoba und Saskatchewan beschlossen worden, die Lehrerhefte fallen zu lassen und mit den Schülerheften fortzufahren.

Dieser Umstand, daß die Lehrerhefte in Zukunft doch ausbleiben werden, und noch dazu, daß die Kasse leer war, und daß Br. G. W. Peters, Hepburn, der die Hefte für Mittelstufe schreibt, nicht Zeit finden konnte, hat ihn bewogen, das Lehrerheft für das letzte Viertel nicht zu schreiben. Wir bedauern es, daß wegen diesem Heft, das ausgeblieben ist, es so viel Mißverständnisse gegeben hat. Wir möchten nun sagen: Es war nicht die Schuld der Drucker. Wir warteten und hofften immer noch, daß das Material für das Juniorheft doch noch kommen würde, wenn auch etwas spät. Es ist mit unnötigen Unkosten verbunden, jeder Sonntagschule das Geld für ein Heft zurück zu schicken. Br. Neufeld wird also auf die nächste Bestellung für Schülerhefte die betreffende Summe Kredit schreiben.

Es werden für das nächste Viertel also nur die Schülerhefte für juniors und intermediates herausgegeben werden. Wir empfehlen allen Sonntagschul-Arbeitern, die sich in einem englischen Lehrerheft zurechtfinden, sich die englischen Lehrerhefte zu bestellen, welche im Grunde genommen viel besser sind als die Hefte, die wir herausgaben. Unsere Hefte waren nur kurze Auszüge aus dem englischen. Diese englischen Hefte sind von der folgenden Adresse zu bestellen:

The Scripture Preß, Inc.,
800 North Clark Str.,
Chicago, Ill.

Wir hoffen, daß das inhaltsreichere englische Lehrerheft Ersatz bieten wird für die extra Anstrengung, die die Lehrer machen müssen, indem sie ein englisches Textbuch gebrauchen müssen, um sich für eine deutsche Klasse vorzubereiten. Wir möchten noch bemerken, daß das 84 seitige englische Lehrerheft auch nur 25 Cent kostet, so wie unser kleines Heft war.

Möchte der Herr uns Gnade geben, unter ungünstigen Verhältnissen mutig zu arbeiten. Die Kinder sind es wert. Der Herr wird jeden treuen Dienst lohnen.

Das Sonntagschul Komitee.

Ihr seid das Salz der Erde und das Licht der Welt

(Von P. Kornelsen.)

(Fortsetzung)

Ja selbst wir, die wir noch nicht vor langer Zeit eingewandert sind, suchen uns sobald wie möglich den Verhältnissen anzupassen und zu assimilieren und machen nach Vermögen und auch über Vermögen mit. Und es sind ja auch eigentlich nur die Folgen einer höheren Kultur, daß man mehr Ansprüche ans Leben macht; und schließlich ist es ja auch der gut verdiente Lohn, für alle die saure und schwere Arbeit, die man verrichten muß. Doch wenn wir uns besinnen, zu welch einem Zwecke wir dasind, und daß wir nicht nur für uns leben sollen, so finden wir, daß es auf dieser Welt sehr viele Menschen gibt, die vielleicht gerade so hart arbeiten als wir, und sich dafür nicht einmal an schwarzes Brot satt essen können. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir, obwohl die Zeiten heute durch die Depression auch ziemlich schwer geworden sind, in einem reichen Lande leben, wo sehr viel Brot und auch viel Gold ist, wogegen es wieder Länder gibt, wo zuwenig Brot und beinahe kein Gold ist.

Wir wollen hier nicht erwegen, wie es kommt, daß in Nordamerika der weit größte Klumpen Gold aufgestapelt liegt, sondern wir wollen uns, wenn wir uns für die Nachfolger Jesu halten wollen, uns an seine Worte: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon", erinnern und uns die Worte des Apostel Paulus: „Denn das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken", vorhalten.

Und wie sieht es in Europa, kann man da noch in einem jeden Mennoniten einen Nachfolger Christi erkennen? Ich fürchte es geht auch mehr mit Strom, denn wo haben wir in den letzten Jahrzehnten dieses Licht leuchten sehen, damit es den Menschen vor dem Verderben warnte?

Und in Rußland, unserer alten

Heimat? — Ach, ich möchte schon nichts über dieses so hart geprüfte und gemarterte Volk unserer Brüder sagen! Aber um der Wahrheit halber bekenne ich: Wir waren als Volk nicht das Salz der Erde und auch nicht das Licht der Welt. Denn wir haben der mannigfaltigen Bevölkerung des großen Zarenreiches nicht immer als ein Licht zu einem besseren und schöneren Leben im christlichen Sinne geleuchtet, sondern haben sie durch unsere höhere Kultur und Bildung einerseits und durch unseren Stolz andererseits nur noch mehr verwirrt.

Und so müssen wir es leider gewahr nehmen, daß wir als gesamtes Volk der Mennoniten ein Salz darstellen, welches schon dumm geworden ist und nichts mehr taugt, als daß es hinausgeschüttet und von den Leuten zertreten werde, und ein Licht, welches unter einem Scheffel steht, welches von niemanden mehr gesehen werden kann.

Wohl berufen wir uns noch auf unserer Väter Glauben, und daß wir noch vieles von dem schönen Erbteile, welches wir von unseren Vorfahren überkommen haben, aufbewahrt haben, weil die meisten von uns noch Dogmen anführen und an den schönen kirchlichen Gebräuchen festhalten.

(Schluß folgt.)

Todesnachricht.

Todesbericht.

Allen unsern Verwandten und Bekannten diene zur Nachricht, daß Schw. Gertruda Fransen, unsere liebe Mutter, geborenen Pankratz, geboren wurde im Jahre 1862, d. 9. September in Südrußland im Dorfe Gnadenfeld an der Molotschna. Als sie 2 Jahre alt war, zogen ihre Eltern nach dem Kaukasus, Kuban, woselbst sie ihre Kindheit und Jugendjahre verlebte. Als sie 14 Jahre alt war, verlor sie ihre Mutter durch den Tod und hat dann bis zum 20. Lebensjahre gedient. Im Jahre 1882 trat sie mit Friedrich Krause in den Ehestand. Das darauffolgende Jahr hielt Br. Jakob Reimer, Rückenau, jetzt Steinbach, daselbst Erweckungsversammlungen, wodurch sie beide zum lebendigen Glauben kamen. Den 2. Oktober wurden sie beide auf ihren Glauben getauft und in die M.B.-Gemeinde aufgenommen, deren Glied sie auch bis an ihr Ende geblieben ist. In dieser Ehe gelebt 3 Jahre. Den 10. November 1885 starb ihr Gatte und hinterließ sie mit einem Zwillingspaar. Im Witwenstande verlebte sie ein Jahr und 5 Monate.

Zum zweiten Mal in den Ehestand getreten mit David Fransen im Jahre 1887. In dieser Ehe gelebt 32 Jahre. Manches Schwere haben auch unsere Eltern in diesen Jahren durchkämpfen müssen. Im Jahre 1904 verkauften unsere Eltern ihre Wirtschaft am Kuban und zogen nach Prochladnaja und pachteten da ein Stück Land, wo es manche Beschwerden der Ansiedlung gab. Nachdem sie daselbst 7 Jahre gewohnt, zogen sie nach der Ansiedlung Suworowskaja. Hier lebten sie in ruhigen Verhältnissen bis 1914. Nach Ausbruch des Weltkrieges wurde es für unsere Eltern schwer, indem 2 Söhne aus erster Ehe in die Gefangenschaft mußten, da sie deutsche Untertanen waren, und die anderen 5 Söhne aus zweiter Ehe mußten in den Staatsdienst. Ein Sohn starb in der Türkei. Da während der Revolution viel Krankheit herrschte, besonders Typhus, so erkrankte auch unser lieber Vater und starb nach kurzem Leiden den 9. Dezember 1919. Im Jahre 1925 im Juni wanderten wir aus nach Canada. Und weil meine liebe Frau ihre einzige Tochter war, so zog unser liebe Mutter mit uns, mit, ihre Söhne alle in Europa zurücklassend, welches oft eine tiefe Sehnsucht in ihr wachrief. Weil keiner ihrer Kinder nachkam, so ist die liebe Mutter immer in unserem Heim gewesen. Sie ist uns ein Segen im Heim gewesen, und oft werden wir an ihre Erzählungen und Gebete denken. Die letzten 4 Jahre ist sie viel leidend gewesen. Vor 3 Monaten erkrankte sie an Herzleiden. Der herbeigerufene Arzt, der sie untersuchte, erklärte Herzasthma.

Schwer krank ist sie gewesen 6 Wochen, wo sie in unserem Heim gepflegt wurde. Ihre Sehnsucht, heimzugehen in die ewige Ruhe, wurde gestillt, indem sie Montag, den 4. November 4 Uhr 25 Minuten sanft im Herrn entschlief. Kinder sind ihr geboren 3 Söhne aus der ersten und 5 Söhne und 1 Tochter aus der zweiten Ehe. Im Tode sind ihr vorangegangen 6 Söhne. Es überleben sie 2 Söhne und eine Tochter. So viel uns bewußt, sind 36 Großkinder am Leben, 13 Großkinder sind ihr im Tode vorangegangen, wieviele Urgroßkinder wissen wir nicht, aber laut letzter Nachricht, sind 6 am Leben. Sie ist als die jüngste und letzte aus ihrer Familie entschlafen. Ihr Erdenleben hat sie gebracht auf 78 Jahre und 56 Tage. Obzwar wir unsere liebe betende Mutter auch noch gerne behalten hätten, so gönnen wir ihr doch die Ruhe, und hoffen sie einst wiederzusehen beim Herrn in der Herrlichkeit.

Jak. u. Gertruda Enns.
Speedwell, Sask.

Todesnachricht.

Werte Freunde von nah und fern.

Etliche Wochen zurück teilte ich Euch durch die werte Rundschau mit, daß es dem Herrn so gefallen meine liebe Anna durch den Tod zu sich zu nehmen. Wenn ich jetzt in aller Ruhe zurückdenke an ihre letzten Tage, dann muß ich sagen: Der Herr, in seiner großen Barmherzigkeit, löste sie auf.

Kurz etliche Mitteilungen aus ihrem Leben. Meine liebe Gattin, geb. Anna Braun, wurde im August 1894 geboren, im Dorfe Alexandrodar, Kuban. An diesem schönen Orte verlebte sie ihre Kindheit und auch Jugendzeit. Von Natur war sie heiter und arbeitsam. Im Jahre 1918 starb ihr Vater. Drei Jahre später traten wir in die Ehe. Es sind also nicht ganz 20 Jahre, daß wir gemeinsam haben pilgern dürfen. Der Herr schenkte uns 2 Kinder. Unsere Tochter ist jetzt 18 und der Sohn 14 Jahre alt.

Als die Auswanderung nach Canada einsetzte, entschlossen auch wir uns auszuwandern. Mutter und Geschwister zurücklassend, zogen wir im Jahre 1925 nach Canada. Hier wohnten wir die ersten 3 Jahre bei Newton Siding; von dort zogen wir nach Culroß, wo ich auch jetzt noch mit meinen 2 Kindern allein wohne.

Es war am 13. Januar dieses Jahres als ich meine Anna ins Hospital bringen mußte, in die Psycho-Abteilung des General Hospitals. Der hohe Blutdruck, woran sie litt, wirkte auch so stark auf ihr Nervensystem, daß sie an denselben zusammenbrach. In der ersten Zeit war ihr Bewußtsein mit kleinen Unterbrechungen klar. Es fanden sich bei ihr nun auch Seelenkämpfe. Der Herr hatte uns in irdischer Beziehung so reichlich gesegnet und wir brauchten keinen Mangel leiden. Doch daß sie ihr geistliches Leben und daß unserer Kinder vernachlässigt, lag ihr schwer auf dem Herzen und sie geriet in Seelennot.

Doch der Herr in seiner Gnade, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß derselbe sich bekehre und lebe, nahm sich ihrer an und in kindlicher Weise bekannte sie es, daß sie es glauben könnte, daß der Herr ihr ihre Sünden vergeben und sie nun ein Eigentum Jesu Christi sei.

Während ihres Weilens im Hospital habe ich sie wohl fast wöchentlich besucht und auch die Prediger Johann Enns, Isaak Penner, H. Neufeld und besonders recht oft B. Fast, haben sie besucht. In Stunden der Anfechtung und des Anfalls klammerte sie sich an einen Spruch oder auch Liederverse, wie z.B.:

Von Sünden krank und tief gebeugt Verlangte ich nach Frieden; Kein Ohr sich meinem Seufzen neigt' — Und keine Hilf hienieden! Nur Elend, — Sünde ohne Zahl, Und auch die kleinste eine Qual! Wo sollt ich Rettung finden?

Zu Jesu Füßen sank ich hin, Bat weinend um Erbarmen; Da neigte sich sein Hirtensinn, Da half er schnell mir Armen; Da ward viel Gnad' auch mir geschenkt, Die Schuld ins tiefste Meer versenkt; Wie froh bin ich, wie selig!

Nach Monaten wurde Anna übergeführt nach Selkirk. Der Herr führte es so, daß sie nach 4 Monaten wieder nach Hause durfte. Der erste Monat ging über Erwarten gut; doch der zweite Monat war sehr schwer; ich entschloß mich sie wieder zurück ins Hospital (Selkirk) zu bringen. Dieses war am 13. Juli. Seit jenem Tage ist sie beständig im Bett gewesen. Der Blutdruck ging zuzeiten bis 270°. Sie hatte fast beständig große Kopfschmerzen, besonders eine Seite. Der Arzt fürchtete es könne zu einem Schlaganfall führen. Diese Monate waren für sie sehr schwer, auch für mich und die Kinder. Werte Freunde, solches kann man nicht mitteilen, das muß erfahren sein. Ihr Geist war umnachtet........

Die letzten 4 Tage waren besonders schwer. Der Herr in seiner Gnade machte dem Leide ein Ende; 8 Uhr 25 abends, den 15. Oktober 1940, starb sie. Ich durfte den letzten Tag bis zu ihrem letzten Atemzuge an der Seite ihres Bettes sitzen. Sie war äußerlich verhältnismäßig ruhig; sie hat vernehmlich sich im Gebet zum Herrn gewandt.

Als man mir ihre Kleider brachte, fand ich in der Tasche ihres Kleides ein Abschiedsgedicht einer Mutter. Von wo sie es hatte, weiß ich nicht; eines aber weiß ich. Was sie mir und den Kindern sage wollte, das ist in dem Gedicht enthalten. Es ist für mich ein köstliches Vermächtnis. (Es folgt nun das Gedicht):

Abschiedsworte einer Mutter.

Lebt nun wohl, Ihr Lieben mein!
Denn es muß geschieden sein.
Heute gehts der Heimat zu.
Gott mit Euch! — Ich geh' zur Ruh'.

Müde bin ich, ach so matt,
Und den Lebenskampf so satt!
Jesus ruft mir freundlich zu:
„Komm zu mir, ich geb' Dir Ruh'."

Wenn nun in der Sterbensnot
Mir das Auge bricht im Tod,
Weint nicht, teure Lieben mein;
Dann werd' ich beim Heiland sein.

Dort im Himmelslicht so klar
Wird mir alles offenbar!
Und mein Glaube wird zum Schaun.
Selig ist's, auf Gott vertraun.

Erdenfreud und Erdenleid
Bleiben der Vergangenheit;
Was ich hier erduldet hab'
Deckt das kühle, dunkle Grab.

Dort gibt's keine Tränen mehr,
Macht kein Leid das Herz mehr schwer; —
Ew'ger Friede füllt die Brust,
Und die Seele jauchzt vor Lust!

Heißgeliebte Kinder mein,
Unsres Herzens Sonnenschein, —
Tut getreu hier Eure Pflicht
Und vergeßt die Mutter nicht.

Sollt's im Leben schwer Euch gehn
Und Ihr manches nicht verstehn,
Ach, vertraut, auf unsern Herrn,
Er ist bei Euch, hilft Euch gern!

Muß ich jetzt auch von Euch geh'n,
Gibt es doch ein Wiedersehn
Ueber jenem Sternenzelt,
Wenn es Gott dem Herrn gefällt.

Lebt nur fromm, macht Euch bereit
Auf die ew'ge Seligkeit. — —
Segnend halte Gott die Wacht
Ueber Euch bei Tag und Nacht;!

Dir, mein herzgeliebter Mann,
Ich nur dieses sagen kann:
„All mein Denken, all mein Sein,
Galt dem Heim und Dir allein!

Hab' geliebt Dich Jahr um Jahr,
Hin bis zu der Totenbahr —
War Dir treu zu aller Zeit,
Bleib' Dir treu in Ewigkeit....

Einmal noch, ich bitte Dich,
Drück an's Herz mich inniglich!
Denn mein letzter Hauch soll sein:
Lebe wohl! — Gedenke mein!

Kurz nur ist die Trennungszeit —
Immer — währt die Ewigkeit,
Hier wir auseinander gehn; —
Dort wir All' uns wiedersehn!

Nun lebt wohl! — Bald schlaf ich ein
Und erwach' im Glorienschein
Friedlich und in sel'ger Lust
Ruhend an des Heilands Brust. —

Einen herzlichen Dank allen Freunden und Verwandten und besonders den Predigern, die sie besucht und auf dem Begräbnisse uns Worte des Trostes zuriefen. Der Herr vergelt's!

Der trauernde Gatte und Kinder
Jakob Mathies.

Mission.

Rückblick im Aufblick.

Schon längere Zeit beschäftigt mich ein Wort Gottes, welches wir in Jer. 32, 17 lesen: „Ach Herr, mein Gott! Du bist's, der den Himmel und die Erde durch deine große Kraft und deinen ausgestreckten Arm geschaffen hat; Dir ist kein Ding unmöglich." Ja „alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt!"

Als der Herr mir im März 1938 die Gelegenheit gab, von Bololo nach Bulape zu reisen, hatte ich mir vorgenommen, in den Dörfern keine Gottesdienste zu halten. Ich war soeben von einer Blutvergiftung genesen, und da dachten wir alle, es sei besser, wenn ich mich schonen würde. Aber siehe da, gleich im zweiten Dorfe, wo wir des Regens wegen anhielten, durften wir das teure Wort austeilen und im dritten Dorf, wo wir übernachteten, ebenfalls. Am Abend bat man uns, doch zu singen und ihnen auch von der Weisheit erzählen, die ihre Kinder bei uns in Bololo in der Schule gehört hatten. Auch waren aus diesem Dorfe etliche Kranke in Bololo gewesen, die mich erkannten. Andere erinnerten sich, wie ich vor einem Jahre bei ihnen gewesen sei und damals ein besonders krankes Kind behandelt hätte, das sie mir jetzt als ein gesundes Baby zeigten. Auch ich erinnerte mich dieses Falles. Das kleine Würmlein war nur Haut und Knochen und so voller Wunden, daß ich damals alle Hoffnung aufgegeben hatte. Die Mutter weinte damals bitterlich und fragte mich, ob ihr Kind gesund werden würde, wenn sie zu unserm Gott beten würde. Wir antworteten ihr, daß wenn sie es glaube und der liebe Gott es wolle, dann könne er es tun. Ja, „alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt!" An diesem Kinde sahen wir, daß der Herr sein Wort hält und Wunder tut. Nun brachte der Vater des Kindes mir eine Henne zum Geschenk. Obwohl ich sie bezahlen wollte, nahm er doch kein Geld an, denn sie hätten es damals sogleich versprochen und dieses sei nur ein kleiner Dank, und den wollen sie auch abstatten. Ich staunte über so viel Verständnis. Ich wollte ihm nun deutlich machen, daß Gott alles getan habe, doch ihm schien es nicht recht deutlich zu sein. Die Wirkung der Arznei und der gute Rat, wie man das Kind behandeln solle, war ihm klarer.

Auf dem Rückwege blieben wir wieder in demselben Dorfe über Nacht. Die Bewohner waren gerade sehr mit einem Tanz beschäftigt, doch als sie uns sahen, ließen sie alles liegen, kamen zu uns, setzten sich und lauschten auf das Wort Gottes. Unser Koch erzählte ihnen die Geschichte von Isaaks Opferung. Er führte dabei aus, daß Abraham sein einziges Kind gerade so lieb gehabt habe, wie die Dengese ihre Kinder lieben, und doch war er gehorsam, weil er glaubte, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei. Noch mehr als wir Menschen lieben können, liebt Gott seinen Sohn Jesus Christus, und doch gab Er ihn dahin, daß er für alle Menschen starb und auch für alle auferstand, die an ihn glauben. Wie freute sich mein Herz, als ich hörte, wie richtig ein Dengese Gottes Wort erfaßt hatte. Ich wurde reich gesegnet bei dieser Straßenversammlung.

Am nächsten Morgen wollten wir recht früh das Dorf verlassen, um in der Kühle zu reisen, aber da kamen so viele Kranke an, daß wir den Wink des Herrn erkannten, auch diese Gelegenheit wahrzunehmen, um sein Wort auszuteilen und mit Rat und Tat den Armen zu helfen. Eine Mutter hielt ein Kind auf den Armen, das besonders schwer litt. Es war ins Feuer gefallen vor langer Zeit und nun eiterten die Wunden tief innerlich, denn der Oberarm bis zum Ellbogen war schon von außen beheilt. Wir reinigten die Wunden und legten Verband an. Das Kind war so dankbar und froh für die Linderung, die wir ihm geben konnten. Die Mutter wollte noch mehr Verband haben, doch wir baten sie, daß sie zur Mission kommen sollte, dort würden wir ihr Kind behandeln, hier müsse es im Schmutz umkommen. Das schien sie jedoch nicht zu verstehen, und sie ist auch nicht gekommen. Da sehen wir, daß es nötig ist, zu ihnen zu gehen, denn von selbst kommen sie nicht, es fehlt ihnen das Verständnis.

„Nichts unmöglich!" Wie wir den Herrn in Seinem Worte finden, so haben wir Ihn immer wieder erfahren. Ist der Glaube da, bewegen wir uns in den Linien des Willens Gottes, so gibt es keine Grenzen für die Allmacht dessen, der Himmel und Erde geschaffen hat und dem alle Dinge zur Verfügung stehen. Dies Wenige mag genügen, um manchen die Augen zu öffnen darüber, daß es sich lohnt, Gott zu vertrauen und alles von Ihm zu erwarten.

Dunkle Wolken ziehen am Horizonte auf. Wir wissen nicht, wie lange wir noch tätig sein dürfen für den Allmächtigen. Wann die Zeit anbrechen wird, von der unser Heiland sagt: „Es kommt die Zeit, da niemand wirken kann," ist uns auch nicht bekannt, aber eines wissen wir: Sollte uns auch der äußere Dienst genommen werden, die Möglichkeit des Zeugnisses durch Leben, Lieben und Leiden kann uns niemand rauben, und gerade solcher Dienst hat je und je die größten Wunder erlebt und die reichste Frucht gebracht.

In dankbarer Treue im Herrn verbunden, Margarete Siemens.

Chihkiang, Hunan, China,
den 3. September 1940.

„Gelobet sei Gott, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, der uns tröstet in aller unsrer Trübsal, daß wir auch trösten können, die da sind in allerlei Trübsal, mit dem Trost, damit wir getröstet werden von Gott". 2. Kor. 1, 3—4.

Liebe Geschwister und Freunde!

Wir leben in einer großen Zeit, wo die Weissagungen des Wortes Gottes in Erfüllung gehen. Die Umwälzungen in der Völkerwelt bringen große Schwierigkeiten für die Einzelnen. Da müssen wir wirklich stark sein im Glauben und uns an Gottes Wort halten. In solchen Zeiten müssen wir stark sein im Herrn und in der Macht Seiner Stärke, damit wir nicht klagen und jammern wie solche, die keine Hoffnung haben. Laßt uns männlich und stark sein und alle Schwierigkeiten im Blick auf den Herrn überwinden.

In den letzten 2 Monaten waren wir auf unsrer Außenstation Chiki. Die Hitze war in diesem Sommer zeitweise sehr groß. So freuten wir uns, daß wir auf dem Lande sein konnten. Bruder Bareis und ich wechselten uns der Fliegergefahr wegen ab, denn es mußte jemand auf der Missionsstation sein. Wir benutzten die Zeit zum Sammeln neuer Kräfte für die kommende Herbst- und Winterarbeit. Außerdem dienten wir der Gemeinde dort mit Versammlungen und Hausbesuchen. Am letzten Sonntag feierten wir in Chiki das Mahl des Herrn. Ueber 50 Personen nahmen daran teil. Weil ein Teil der Waisenkinder dort war, gab es reichlich Arbeit für uns. Einzelne Geschwister haben sich auch dem noch notwendigen Sprachstudium gewidmet.

Da wir in den letzten Monaten wenig Alarm hatten, beschlossen wir unsre Waisenkinder vom Lande zurück kommen zu lassen. Das Hin- und Hertragen der notwendigen Sachen von der Stadt aufs Land für die Kinder war sehr umständlich und verteuerte die Waisenarbeit sehr. So zogen sie denn Mitte August zurück vom Lande in die provisorisch eingerichteten Gebäude außerhalb der Stadt. Wir sparen dadurch viel Geld in dieser teuren Zeit. Mit Freuden gingen die Kinder mit ihren Bündeln auf dem Rücken herunter. Der letzte Teil des Weges wurde in einem Boot zurück gelegt. Nun meinen sie, sie seien erst wieder richtig zu Hause, seit sie mit den andern Kindern zusammen sind. Einer unsrer Lehrer nahm sich der Kinder auf dem Lande in besonderer Weise an und unterrichtete sie viel in der Bibel. Dreizehn kamen zu mir und sagten, daß sie den Heiland wirklich in ihr Herz aufgenommen hätten und getauft werden möchten. Und wie Kinder nun einmal sind, sollte es gleich am folgenden Sonntag sein. Manche unsrer Kriegswaisen sind jetzt wirklich sehr nett, und haben in den zwei Jahren, wo sie bei uns sind, viel gelernt. Wir freuen uns zu sehen, daß unser Dienst an den Kinderherzen Frucht bringt.

Der Krieg in China ist schon ins vierte Jahr eingetreten und noch sieht man das Ende nicht. Kriegszeit ist immer schwierige Zeit und man muß sich nach allen Seiten hin umstellen, daß man in den veränderten Verhältnissen und Umständen nicht niedergedrückt wird. Wir dürfen merken, daß der Herr Seinen Segen auf unsern Dienst legt. Eines Sonntags gaben drei Frauen nach der Hauptversammlung ihr Götzengelübde auf. Ein höherer Offizier der Flugwaffe kam auch einige Monate, trotz dem Spott seiner Kameraden, treu zu den Versammlungen und entschied sich für den Herrn. Er wurde jetzt getauft, weil er fürchtete, ganz unerwartet versetzt zu werden. Auch ein Major, der an der Front gekämpft hatte und verwundet wurde, kam auf dem Lande immer zur Versammlung und fand Frieden.

Den 6. September. So weit hatten wir geschrieben, als wir am 4. September vormittags 10:30 Uhr Alarm bekamen. Ueber drei Stunden saßen wir im Unterstand, dann kamen 36 Bombenflieger in drei Wellen und bombardierten die ganze Stadt mit Brandbomben. Nachdem dauerte es noch zwei Stunden, bis der Alarm aufgehoben wurde. Dann erst konnten die Leute in die Stadt gehen. Die Stadt brannte an über zwanzig Stellen lichterloh, und niemand war zum retten da. Weil einige Geschwister beim Hausbesuche machen waren und dort vom Alarm überrascht wurden, waren wir nicht alle zusammen im Unterstand, sondern an verschiedenen Plätzen in Deckung. So gelang es mir, mit einigen Geschwistern gleich nach der Bombardierung in die Stadt zu kommen. Es war uns aber fast unmöglich, unser Grundstück zu erreichen, weil es in allen Straßen brannte. Als wir ankamen, brannten auf drei Seiten die Nachbarhäuser unsrer Missionsstation. Es schien unmöglich, unsre Häuser zu retten, denn an vier Stellen brannten sie schon. Weil niemand da war, trugen wir selbst Wasser auf die Speicher, rissen brennende Balken und Dachlatten herunter, und nach schwerem Kampf mit dem Feuer gelang es uns, unsre Häuser zu retten. Es ist wirklich ein Wunder, daß unsre Häuser noch stehen, und wir in der Nacht eine Unterkunft hatten, wo Tausende im Freien schlafen mußten. Doch haben unsre Häuser sehr gelitten, und die Dächer sehen schlimm aus. Im alten Waisenhaus, jetzt Krankenhaus für Verwundete und Flüchtlinge, fielen zwei Bomben. die neugebaute Umfassungsmauer stürzte ein, und an einigen Häusern gab es viel Schaden. Doch können wir die Häuser bald wieder gebrauchen.

In manchen Straßen steht kein einziges Haus mehr. Die Zerstörung der Stadt durch Brandbomben ist unbeschreiblich. Um 10 Uhr abends, acht Stunden nach der Bombardierung, waren noch zwölf große Brände in der Stadt. Die Hauptgeschäftsstraßen sind nicht mehr. Weil der Alarm länger wie drei Stunden dauerte, ehe die Flieger kamen, glaubten viele Leute, die Gefahr sei vorbei und gingen zurück. Als die Flieger kamen, saßen außerhalb der Stadtmauer viele Menschen. Dort warfen die Flieger einige Bomben und eine Brandbombe ab. Das gab viele Tote und Verwundete. Tausende von Familien sind obdachlos und haben nichts zum Leben. Bis jetzt wissen wir, daß über vierzig Christenfamilien alles oder fast alles verloren haben. Einige Christen wurden auch getötet, andre verwundet. Zwei Kilometer außerhalb der Stadt, wo unser jetziges Waisenhaus steht, ist im Laufe der Zeit ein kleines Dorf entstanden, und die Gefahr für das

Waisenhaus ist groß.

In dieser großen Notzeit dürfen wir uns gegenseitig tragen in der Fürbitte. Für alles liebende Gedenken danken wir.

Nun grüßen wir Euch mit dem Gruß des Friedens Eure dankbaren Geschwister

H. und A. Becker und Mitarbeiter.

Interessantes von Bruder Karl Füllbrandt.

Unser Hochzeitstag gestaltete sich sehr schön. Wir hatten ja nur eine schlichte Feier, der Zeit angepaßt, in unserem Heim, aber die Anwesenheit des lieben Bruders Paul Schmidt gab der Sache dann doch eine besondere Note, und die anderen Brüder Prediger waren auch außer den Verwandten und anderen lieben Gästen gekommen. Es war nach außen und innen ein so schöner, sonniger Tag. Bruder Paul Schmidt hielt uns eine sehr schöne Ansprache, die auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck machte. Dann erhielten wir sehr viele Telegramme und Briefe, besonders aus den Missionsländern, die der Mitfreude Ausdruck gaben. Das alles hat uns sehr erfreut.

Nun ist Bulgarien größer geworden, und es sind auch noch mehr Gemeinden dazu gekommen. Man ruft mich dorthin, und ich sollte doch auch bald abreisen können. Bruder Johannes Grabein ist bereits nach Bulgarien zur Uebernahme seiner Arbeit in Guljanzi gereist. Er verspricht ein sehr hochwertiger intelektueller Arbeiter zu werden. Er kam ganz ohne Geld hier durch und mußte alles für die weite Reise anwenden, und sein Anfang dort unten wird ihm daher sehr schwer.

Auch in Ungarn sind neue Felder hinzugekommen, und die Brüder rufen zur Hilfe mit Rat und Tat und bitten um meinen Besuch. Im November wollen sie ihre Vereinigungskonferenz abhalten, und sie bitten gerade zu dieser Konferenz um meinen Besuch. Es regt sich dort ganz gewaltig in unserem Werk.

Bruder Julius Furcza ist bereits aus Czernowitz heraus gekommen und befindet sich mit den Umsiedlern schon hier. Er ist so glücklich darüber und will nun dort arbeiten.

Sei von uns beiden herzlich gegrüßt als von Deinen dankbaren

R. und K. Füllbrandt.

— Der Sendbote.

(Herzliche Segenswünsche! Ed.)

Achtung!

Mit Gegenwärtigem möchten wir zunächst die Aufmerksamkeit unserer Gesellschaft in Brit. Columbia auf den Umstand lenken, daß seit **dem 1. Oktober** die Aufnahme neuer Mitglieder in unseren Gesundheits-Verein „Bethesda" eingesetzt hat. Bitte kommt, und laßt Euch einführen, bevor die Sperre wieder einsetzt. Der Kassierer, Mr. Franz Töws, Yarrow, B. C. steht zu Diensten.

Gleichzeitig möchten wir daran erinnern, daß wir im letzten Viertel des Operationsjahres stehen, und wer seinen Jahresbeitrag noch nicht in voll eingetragen hat, möchte es bald tun!

Hat jemand noch Rückstände von bevor 1940, bitte deckt solche, ganz oder teilweise! „Bethesda" ist wert, daß wir, ihr innere Aufmerksamkeit schenken.

Die Verwaltung.

Der „Bote" möchte kopieren!

Korrespondenzen

Meade, Kansas.

Gruß an Editor und Leser!

Da von hier wiederum seit langer Zeit nichts erschienen ist, so möchte ich mit diesem wenn Raum da ist, etwas von hier berichten. Erstens, das Wetter ist bis heute Morgen sehr schön gewesen, jedoch am Tage drehte sich der Wind nach dem Norden, und es wird immer kälter, dazu noch dunkel, am Ende gibt es noch ein Schneesturm. Jakob F. Isaaks sind wie vernommen, auf dem Wege nach Manitoba, hoffentlich gute und freundliche Aufnahme, doch bei dieser Zeit kann es dort im hohen Norden schon recht ungemütlich werden, des kalten Wetters wegen, denn hier ist es zur Zeit auch recht ungemütlich, mit recht starkem Winde und etwas Schneegestöber.

Peter L. Klassens sind zur Abwechselung nach De Ridder, Louisiana zu ihren Kindern auf Besuch gefahren, um auch noch etwas behilflich zu sein beim Bauen. Auch Henry H. Reimers mit einigen Kindern gedenken ebenfalls eine Besuchsreise nach De Ridder, La. So auch noch nebenbei noch bis Mission Texas zu fahren, wo A. Friesens wohnen. Im Gesundheitszustand muß es ziemlich gut stehen. Man hört nicht viel von Krankheit, außer Henry A. Friesen mußte mit seiner Frau nach Halstead zum Hospital fahren, ihres Kropfes wegen, den sie seiner Zeit operieren ließ. Heute den 11. war es 9 Grad nach Reaumur kalt, das kommt uns schon recht kalt vor, besonders mit solchem starken Nordwind.

C. H. Dörksen von Mosca Colo. weilten für einige Tage hier bei Geschwistern und Freunden auf Besuch. Gegenwärtig weilen Bernhard D. Dörksens von Satanta hier auf Besuch.

Mit Gruß

J. D. F.

Tabor College.

Werte Leser!

Von den Lippen unsers Meisters vernehmen wir folgende Worte: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet" Matth. 26, 41. In Luk. 18, 1—8 finden wir das Gleichnis, das der Herr braucht, um seinen Jüngern die Notwendigkeit des Betens zu zeigen. Auch in den Schriften des Apostel Paulus finden wir wiederholte Aufforderungen, doch das Gebet nicht zu unterlassen so wie es in 1. Thess. 5, 11 heißt: „Bete ohne Unterlaß".

Als christliche Jugend empfinden auch wir diese Notwendigkeit. denn ohne Gebet ist ein gesundes geistliches Wachstum kaum denkbar. Um nun innige Gemeinschaft zu pflegen, organisieren wir uns jedes Jahr. Wir haben in der Schule zwei besondere Organisationen in denen versucht wird uns auch in dieser Richtung zu dienen. Die Y. M. C. A. (Young Mens Christistian Association) und die Y. W. C. A. (Young Womens Christian Association) versammeln sich jeden Donnerstag Abend, je in einem Zimmer in der Schule um eine Stunde der Gemeinschaft zu haben. Es werden etliche Lieder gesungen, jemand macht die Einleitung mit Lesen eines Abschnittes aus der Bibel und Gebet. Nach diesem folgt dann eine Nummer spezieller Gesang oder Musik und dann eine kurze Botschaft, gewöhnlich von einem Mitschüler und die übrige Zeit füllen wir mit Beten. Die Zeit will oft zu kurz werden. Wir haben Stunden der Gemeinschaft und des Segens, recht oft warten wir schon bis endlich mal der nächste Donnerstag kommt. Wir haben noch andere Organisationen, von welchen ich vielleicht ein anderes Mal berichten werde.

Prof. H. F. Töws, Lehrer in der Bibel-Abteilung ist in letzter Zeit etwas kränklich gewesen, doch hoffen wir, daß er bald wieder seine Arbeit aufnehmen wird.

Julius Kasper.

Etwas aus der Mennonitischen Lehranstalt.

Es sind bereits zwei Monate vergangen, seit wir unsern Unterricht in der Mennonitischen Lehranstalt zu Gretna anfingen. Fast möchte man's bezweifeln, daß wir schon wieder so lange an der Arbeit sind; so schnell ist die Zeit vergangen. Die Arbeit geht ihren gewöhnlichen geregelten Gang weiter, und wir sind dem lieben Gott sehr dankbar, daß wir so ungestört arbeiten dürfen.

Wir haben jeden Tag eine Schar von 69 Studenten zu betreuen: 34 Knaben und 25 Mädchen. Fast die Hälfte dieser Schüler ist im 12. Grad. Am wenigsten Schüler sind im 9. Grad vertreten. Die Ursache hierfür liegt jedenfalls in dem Umstande, daß es für die meisten Schüler ganz leicht ist, den 9. Grad zu Hause zu absolvieren. Natürlich kann unsere Schule auf Schüler, die nur ein Jahr bei uns weilen, nicht den Einfluß ausüben, wie auf solche, die 4 oder 3 Jahre bei uns studieren.

Unser Arbeitspensum und unser Erziehungsideal erfordern angestrengte Arbeit und straffe Disziplin. Die Schulregeln sind strikt und müssen befolgt werden. Aber wir sorgen auch für Abwechslung für die Schüler. Die Jugendvereinsprogramme, die Abende der literarischen Vereine, die Singstunden, die Lichtbildervorführungen an den Sonnabenden und einige andere Veranstaltungen von den Lehrern organisiert oder überwacht bringen vollständig genug Abwechslung in das Schülerleben, ohne den Arbeitsgeist zu beeinträchtigen.

Daß der Majorität unserer Schüler es bei uns gut geht, erfahren wir aus den Briefen unserer Exstudenten, welche mit angenehmer Erinnerung der Zeit gedenken, die sie bei uns zubrachten. Um dies zu beweisen, bringe ich einen Auszug eines Briefes von einem vorjährigen Studenten, der gegenwärtig den Posten eines Lehrers bekleidet. Ich hoffe, er wird es mir nicht verübeln, wenn ich etwas aus seinem Briefe an die Oeffentlichkeit bringe:

„Lieber Herr Peters:

.... Wie ich gehört habe, haben Sie in diesem Jahre eine ganze Anzahl von Studenten, besonders in Grad 12. Nun, dann ist gut. Die M. C. I. soll noch lange leben! Wenn immer ich an die M. C. I. denke, dann überkommt mich eine Art Heimweh. Nichts würde mir mehr gefallen, als daß ich noch ein Jahr da studieren könnte. Die zwei Jahre, die ich da verweilt habe, werde ich immer zu den besten Jahren meines Lebens zählen. Denn es ging da wirklich und wahrhaftiglich gut."

Diese Zeilen eines unserer Exstudenten sprechen für sich selbst.

Mit freundlichem Gruß an alle Leser,

G. H. Peters.

400 Jahre Friedensgemeinschaft.

Ein hervorragender Lehrpunkt bei uns Mennoniten ist die Wehrlosigkeit, die sich auf der Bergpredigt und an neutestamentlichen Stellen gründet. Gemäß den Schriftstellen, womit die Wehrlosigkeit begründet wird, bedeutet sie allen ungerechten Behandlungen bezw. Mißhandlungen, ohne Widerstand über sich ergehen zu lassen und damit auch Verweigerung jeglichen Kriegsdienstes. Dieser letzteren Stellungnahme halber hat unsere Gemeinschaft viel Leiden, Verfolgung und Opfer eingebracht. Kein Land wollte sie auf die Länge dulden. Wenn sie eben festen Fuß gefaßt, hieß es: Weiter!

Diese Unstetigkeit wurde nicht verursacht dadurch, daß, wenn dem Mennoniten auf die rechte Backe geschlagen wurde, er etwa auch die andere dargeboten hätte, oder wenn ihm der Rock genommen wurde, er auch noch den Mantel fahren gelassen hätte. O nein. Vielmehr wurde im Laufe der Zeit je mehr und mehr das Schwergewicht vom innern Frieden mit Gott und Menschen auf die Enthaltsamkeit vom Waffendienst übertragen. Und dieses scheint heute, zu urteilen über was mündlich und schriftlich darüber gebracht wird, einzig und allein in Frage zu kommen.

Grade in der Bergpredigt bringt der Herr Jesus auf die innere Herzensstellung zu unsern Handlungen und unserem Verhalten zum Nebenmenschen, die durch die Wiedergeburt bewirkt wurde. Die Verweigerung des Waffendienstes allein macht nicht jemanden zu einem Christen oder wahren Mennoniten. In unsrer Zeit liefern die Modernisten, Juden und Heiden wohl eine weit größere Zahl Kriegsverweigerer als die Mennoniten. Sie haben auch ihre guten Gründe. Einer der Hauptgründe ist

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von
The Christian Press, Limited
Winnipeg, Man., Canada
H. Neufeld, Editor.

Erscheint jeden Mittwoch.

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:
The Christian Press, Limited
672 Arlington St.,
Winnipeg, Man., Canada

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Adventsprogramm

wird vom Missionskränzchen der Süd End M. B. Gemeinde zu Winnipeg, Ecke Juno Str. und William Ave., Sonntag, den 1. Dezember, 7 Uhr abends, gebracht werden, wozu herzlich eingeladen wird.

der Humanitarismus, der auch meistens bei uns betont wird. Daher man wohl auch aus der Wehrlosigkeitsfrage eine Friedensfrage gemacht, um so einen gemeinsamen Grund für die angestrebte Herstellung des Weltfriedens zu haben.

Wir hatten einen Völkerbund und einen Kellog Pakt, beide umschleierte man mit dem Weltfrieden. Unsre Konferenzen haben von unsrer Regierung Aufschluß an den Einen gefordert und Aufrechterhaltung des andern. Das Föderal Konzil der christlichen Kirchen Amerikas, das in seiner Leitung nicht nur modernistisch sondern auch kommunistisch eingestellt ist und behauptet über 26,000,000 Protestanten zu repräsentieren, übte sogar in der Richtung einen Druck aus. Und wir folgten. Wo bleibt da der von Mennoniten hochgehaltene und befürwortete Grundsatz der Trennung von Kirche und Staat? Wo treiben wir mit unsrer überspannten Weltfriedensidee hin?

Aelteste Friedensgemeinschaft? Findet diese Bezeichnung eine Rechtfertigung in der Geschichte der Mennoniten? Empfindet man sie nicht beinahe als einen Hohn? Neben dem vielen Guten und Edlen, daß unsre Geschichte kennzeichnet, war sie eine des Friedens? Diese Zerrissenheit in 17 oder 18 Schattierungen, die so scharf, daß sie vielfach ausschließend sich gegenüber stehen, von wie viel Unfrieden und Lieblosigkeit zeugen sie? Wie oft Trennung wegen geringfügiger, unwesentlicher, aber aufgebrauschter Meinungsverschiedenheiten. Gar nicht zu reden von unmöglich zu schlichtenden Zwietracht zwischen Bruder und Bruder in den Gemeinden. Zudem die endlosen Streitigkeiten auf wirtschaftlichem Gebiet in Rußland, die oft das menn. Bekenntnis bis auf den Grund erschütterten und es zu einer äußeren Form gestalteten. Trotzdem hielt man fest an der Wehrlosigkeit, die in Verweigerung des Kriegsdienstes. Doch wurde Wehrlosigkeit mit Friede nicht verwechselt? Zwei Begriffe, die enge verwandt, aber nicht eins und dasselbe sind.

Die Mennoniten als älteste Friedensgemeinschaft zu bezeichnen, blos weil sie aus biblischen Gründen den Kriegsdienst verweigern, mag Außenstehenden imponieren, ist meines Erachtens nicht zutreffend. Es wird zu viel Gewicht auf das Aeußere, den Buchstaben gelegt und das Herz bleibt unberührt. Wir haben zu viel äußeres Christentum, dem jegliche Kraft fehlt, zu viel Mundbekenntnis, ohne inneres Erleben, zu viel Verweltlichung, zu wenig durch Kraft des Geistes erzeugter Wandel.

Im Grunde genommen, gibt es so etwas als eine Friedensgemeinschaft? Wohl eben so wenig als eine christliche Nation. Friede, wie köstlich tönt's, besonders vom Sturm gepeitschten Seelen. Friede, eine Gottes Gabe. Der Herr Jesus sagt Seinen Jüngern, voll banger Ahnung und Betrübnis: „Meinen Frieden gebe ich euch!" Wie kann ein Mensch, der vom göttlichen Frieden nichts wissen will, zum Frieden erzogen werden? Noch viel weniger ganze Völker. Auch nicht durch Massenbeeinflussung. Das Evangelium Gottes ist eine Kraft. Durch die Verkündigung desselben, nehmen einzelne durch die Wirkung des Heiligen Geistes es an und werden somit Friedenskinder. „Diese sind durch den Glauben gerechtfertigt und haben Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christ". Wenn unsre ganze Friedensbewegung nicht diesen durch die Jahrhunderte bewährten Weg einhält, ist sie ein Fehlschlag. „Denn nicht der ist ein Mennonit, der es äußerlich ist; auch ist das nicht die Taufe, die äußerlich am Fleisch geschieht; sondern das ist ein Mennonit, der es im Verborgenen ist, und das ist eine Taufe, die am Herzen, im Geiste, nicht buchstäblich geschieht, dessen Lob kommet nicht von Menschen, sondern von Gott". Röm. 2, 28. 29.

Mit Gruß

C. H. Friesen.

Einladung.

Die M. B. Gemeinde zu Winkler, Man., ladet herzlich ein zu ihrem Vierteljahres- und Missionsfest, das am 1. Dezember stattfinden soll. Für einen Imbiß auf Mittag wird die Gemeinde Sorge tragen.

Wir erwarten wieder viel Segen vom Herrn. Br. C. N. Hiebert wird erwartet zu dem Tage, auch wird er die darauffolgende Woche jeden Abend Versammlungen abhalten.

H. S. Voth.

Einige Erfahrungen aus meinem Leben.

(Von Mutter Elisabeth Fast.)

(Schluß.)

Im Jahre 1887, am 10. Oktober, starb mein Bruder Peter plötzlich an Herzschlag. Das war ein großer Schmerz. Dann im Februar 1888 starb die liebe Neta, Schwester meiner lieben Frau, im Wochenbett. Eltern und Geschwister wollten sich nicht trösten lassen, bis der liebe Bruder J. A. Wiebe kam und in seiner Leichenrede sagte: „Der liebe Gott hat es gerade so getan, wie ihr es in Nebraska mit eurem vielen so schönen Korn macht, wenn die Aehren reif sind pflückt ihr die ab und tut dieselben in eure Scheune". Doch der liebe Peter hat lange um seine liebe Neta — resp. Agnes — Leid getragen.

Im Januar 1898 wurde Mutter Thießen krank und starb. Im Juli desselben Jahres folgte Großvater Thießen ihr im Tode nach.

Im Juni 1899 wurde meine liebe Mutter krank und starb. Mein lieber Vater blieb Witwer bis er im Dezember 1916 starb. War über 85 Jahre alt geworden. Meine Mutter wurde nur 62. Im Jahre 1925 starb Mutters Bruder John H. und seine Frau mit denen wir am selben Tage 1884 Hochzeit feierten. Im Jahre 1928 starb Br. F. Enns, Gatte meiner jüngsten Schwester.

Am 4. Sept., 1931, wurde mein liebes Weib krank und starb am 8. September. Sie war längere Zeit herzleidend. Habe in diesen 7½ Jahren oft schwere Stunden, Tage und Nächte gehabt. Doch Jesus hat immer wieder getröstet und geholfen. Ihm die Ehre!

Unser einziges Kind — Agnes — war fast immer mutig und heiter und konnte sich in Kummer und in Freude besser schicken und zurechtfinden als der Durchschnittsmensch. Sie hat in ihrer Jugend auf der Farm schwer gearbeitet. Sie war stets ein gehorsames Kind und ich habe — so viel ich weiß — sie nie gestraft! Im Jahre 1901 kam sie, trotzdem sie ein gehorsames Kind war, in Buße, und im Oktober desselben Jahres wurde sie mit einer Anzahl Jünglingen und Jungfrauen auf ihren Glauben getauft und in die K. M. B. Gemeinde aufgenommen. Im Jahre 1912 hat sie sich in California der M. B. Gemeinde angeschlossen.

Wir haben dann seit 1902 in Denver, Elkhart und Scottdale gewohnt. Sie hatte von ihrer Kindheit an besondere Gaben im Nähen und hat damit oft schön verdient. Auch hat sie in Familien oft Hausarbeit getan. Ich weiß nicht ob sie je einmal von mir von ihrem Verdienst für sich forderte?!

Als wir paar Jahre zurück mal von Ordnung in der Kirche sprachen, sagte sie zu mir: „Als ich noch klein war und bei Mama saß, wenn manche Kinder von Papa zu Mama und umgekehrt liefen, und es hinten doch mal bißchen laut wurde und sie hätte gesehen, wenn ich mich einmal umgeschaut hätte, das wäre ihr genug gewesen!" Doch das war nicht Stockfurcht, sondern Ehrfurcht nach Eph. 6, 2.

In Elkhart, in Scottdale und in California war sie von je her in der Sonntagsschule tätig. Sie hatte auch so lange sie zur Versammlung fahren konnte eine Mädchen-Klasse. Am letzten Sonntag ihres Lebens fuhr man die Klasse zu ihr, um ihrer lieben Lehrerin ein Lied zu singen. Doch als die Mädchen ins Krankenzimmer schauten und sahen wie ihre liebe Lehrerin ganz krumm mit geschwollenem Arm im Schmerz saß, da weinten wohl alle und das Singen war mehr ein Schluchzen als Sin-

gen. So wie bei der Krankheit ihrer lieben Mutter, kamen eine Anzahl jeden Tag mit Blumen und Eßsachen, sie besuchen und wohl nur sehr wenige von den Besuchern gingen mit trockenem Auge aus dem Zimmer! Agnes hat sehr schwer gelitten!

Donnerstag und Freitag hatte sie noch besonders schwer wegen Atemnot. Dann plötzlich wurde es stille — ganz stille — und um 3:15 nachmittag, „kam Jesus leise und nahm sie bei der Hand, Und führt' sie von der Reise, heim — heim — ins Vaterland!"

Im Ehestand gelebt 23 Jahre, 9 Monate, 14 Tage. Alt geworden 54 Jahre, 5 Monate, 6 Tage. In ihrem Eheleben wurden ihnen 2 Kinder geboren, Paul und Esther. Sie hinterläßt ihren Gatten, John H. Richert, 2 Kinder und ihren alten Vater, der jetzt aufs neue einsam und verlassen fühlt! Doch ich will versuchen stille zu sein und nicht klagen. Sie sollte mich auf meinen alten Tagen (81½ Jahre) pflegen und um mich sein und nun bin ich einsam und verlassen! Doch Jesus hilft.

Begräbnis war Dienstag, den 27. Juni, 10 Uhr morgens, in ihrer schönen neuen Kirche in Dinuba. Es waren ungefähr 1000 Personen zugegen. Zwei Brüder hielten die Leichenrede, Br. J. P. Siemens deutsch und W. J. Bestvater englisch. Etliche der anwesenden Prediger drückten noch von der Kanzel ihr herzliches Beileid aus. Viele Blumen und Kränze waren freiwillig, neben dem Sarg, schön geordnet, gebracht und aufgestellt worden.

Sie ist jetzt bei Jesus im Paradies und unser Bestreben ist, aus Gnaden dorthin zu gelangen. Glauben wir alle das schöne Liedchen: „Ja, ja, sie warten schon am Tore?!" Dort geht in Erfüllung wie es in einem andern schönen Lied heißt: „Wohl uns, wir haben's gut!" Dort nagt kein Krebs, kein Rheumatismus, keine Altersschwächen und kein bestrafendes Gewissen die Erlösten, wie das hier noch oft bei vielen der kindlichen Gotteskindern der Fall ist. „Dort jauchzt man nur und freut sich sehr, und schwimmt in Liebe wie im Meer, vor Gottes Angesicht". Agnes ihr Leiden war Krebs an der Brust.

Für mich war es, ist es und bleibt es unverständlich, warum Agnes so jung, in ihrer vielseitigen Tätigkeit, so schwer leiden und sterben mußte;

doch will ich ergeben sagen:
Was Gott tut, das ist wohlgetan,
Es bleibt gerecht sein Wille;
Wie Er fängt meine Sachen an,
Will ich Ihm halten stille.

Empfehle mich der allgemeinen Fürbitte. 6—6—40.

V. und V.

Als in diesem Frühjahr in Vineland und Virgil die Frage angeregt wurde an die gemeinsame Erledigung der Reiseschuld in diesen beiden Distrikten zu gehen, schüttelten viele den Kopf, glaubten nicht an einen Erfolg. Die Vorbereitungen wurden trotzdem gemacht. Br. W. Hildebrand, der trotz seines bösen Erlebnisses im vorigen Jahr, genug Mut und Glauben an einen Erfolg auch in dieser Richtung aufbrachte, fand sowohl bei seinen Kollegen im Provinzialkomitee, bei den Distriktmännern, wie auch bei den Vorständen der Gemeinden und den meisten Schuldnern bereitwillige Unterstützung. Was unmöglich schien, wurde dadurch möglich gemacht und fast 15,000 Dollar konnten in kurzer Zeit zuwege gebracht werden.

Es ist überaus interessant und lehrreich, wie die Schwierigkeiten dort überwältigt wurden; wie die Gemeinden mithalfen und sich unter die Last einzelner ihrer Glieder stellten, ohne ihnen zu scharf die Unterlassungen von früher zu rügen, wie Einzelne sich nicht scheuten Garantien in den Banken zu geben, um dort das nötige Geld als Anleihen flüssig zu machen; wie einzelne Brüder, die ihre eigene Reiseschuld längst bezahlt und zu dem Zweck manches entbehrt hatten, nun bereitwillig Opfer brachten, um dem, der auch schon bezahlt haben könnte, es jetzt leichter zu machen; wie einzelne Schuldner sich anstrengten, um nun doch endlich aufzuräumen.

Wir haben es schon viele Jahre immer wieder betont, daß wir nur bei ständiger Unterstützung all unserer Gemeinden mit dem Problem der Reiseschuld werden fertig werden können. Auch eine Gelegenheit, praktisches Christentum zu üben.

Die Stimmung ist bei Vineland und Virgil trotz der mancherlei Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, eine gute. Man fühlt es den Leuten dort ab, daß sie glücklich sind diese schwere Sache erledigt zu haben. Und der Segen? Auf einem Erntedankfest dort (die Brüder dort werden es mir verzeihen, wenn ich hier etwas erzähle, wozu ich mir nicht die Erlaubnis eingeholt habe), zählte ein Predigerbruder die Segnungen auf, wofür die Gemeinde Ursache habe zu danken, und erwähnte besonders auch den Umstand, daß die drückende Reiseschuld abgewälzt sei. Die Kollekten und ein kleiner Missionsausruf brachten dort an dem Sonntag 650 Dollar für das Werk des Herrn draußen und drinnen.

Wir danken an dieser Stelle allen einzelnen Brüdern, den Gemeinden und den gewesenen Schuldnern bei Vineland und Virgil für die weitherzige Mitarbeit in der Erledigung der Reiseschuld und der rückständigen Steuern in beiden Distrikten.

C. F. Klassen.

Hamilton, den 8. Nov. 1940.



Höhenluft.

Von A. B.

(Fortsetzung)

Vogelius setzte sich auf das hölzerne Bänkchen unter der Linde, dem Kranken gegenüber. „Es geht Ihnen nicht gut?“ fragte er teilnehmend. „Die Kur in Salzbrunn hat nicht den gehofften Erfolg gebracht?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete Franz und lächelte ein wenig; „ich forsche dem nicht mehr nach. Im Anfang habe ich mich geängstigt, aber damit habe ich nichts erreicht. Nun überlasse ich es ganz meinem lieben Herrn Doktor, zu beurteilen, ob es mir gut oder schlecht geht. Dabei befinde ich mich wohl und kann mich alles Guten und Schönen freuen, das meine Krankheit mir einbringt“.

„Alles Guten und Schönen“, wiederholte Vogelius. Auch er lächelte; es war ein mitleidiges, ungläubiges Lächeln.

„Wie werde ich gepflegt!“ sagte Franz, „und was für liebe Besuche bekomme ich! Der Herr Doktor, Schwester Gertrud, unser lieber Herr Pastor und nun auch Sie, Herr Vikar. Das sind Lichtpunkte, die ich nicht mehr missen möchte“.

„Sie werden sie gern missen, wenn Sie erst wieder gesund sind“, erwiderte Vogelius. „Die Hoffnung, daß Sie das werden, halten wir fest. Nicht wahr?“

Der Kranke antwortete nicht, er sah ihn nur an, groß und still, und ganz leise, kaum merklich schüttelte er den Kopf.

„Möchten sie denn nicht gesund werden, lieber Franz?“ fragte Vogelius von Mitleid erfüllt und beugte sich ein wenig vor. „Wieviel verspricht Ihnen das Leben, und wieviel versprechen Sie selbst!“

Wieder antwortete der Jüngling nicht, sondern schlug nur die fast unnatürlich großen Augen auf, und diesmal lag in seinem Blick eine so brennende Sehnsucht, daß der Vikar seine Worte bereute. Franz bemerkte seine Bewegung nicht; er sah an ihm vorbei nach dem strahlenden Himmel. „Auch hierfür grüble ich nicht mehr nach, wie am Anfang“, sagte er endlich leise; „auch das habe ich einem andern zu entscheiden überlassen. Ja, das Leben ist schön, sehr schön und lockend, aber wenn ich es verlassen soll, so wird das, was meiner dann wartet, wohl noch schöner sein“. Er richtete den Blick wieder auf seinen Besucher und sprach weiter, freundlich und zutraulich wie ein Kind, das überzeugt ist, verstanden zu werden. „Ich bin sehr ehrgeizig gewesen; meine Pläne und Hoffnungen gingen, glaube ich, noch weiter, als diejenigen, die meine Wohltäter für mich hegten. Das Lernen wurde mir leicht. O, es war so schön, zu lernen und zu wissen, immer mehr, immer mehr. Wie ein unersättlicher Durst kam es oft über mich. Und dann — Lili.“

„Lili?“ fragte Vogelius.

„Sie ist so klug,“ antwortete Franz, „und ich war stolz und ehrgeizig und freute mich darauf, einst als ein angesehener Mann vor ihr zu stehen.“

„Sie ist ein Kind“, sagte der Vikar schier verwundert.

„Ist sie das?“ entgegnete der Jüngling. „Darüber habe ich noch nie nachgedacht“. Eine Lindenblüte fiel herab. Er nahm sie auf und drehte sie gedankenvoll in den überschlanken Fingern hin und her. „Ein Kind“, wiederholte er. „Alles, was hell und lieblich und schön ist, ist für mich Lili. Wenn ich von Ruhm und Ehre träumte, so dachte ich daran, was Lili einst dazu sagen würde, und wenn ich an die Engel im Himmel denke, so sehen sie aus, wie Lili“.

„Armer Knabe“, dachte Vogelius tief ergriffen, „das ist ja die Liebe. Weißt du das nicht?“ Er betrachtete den Kranken. Lag für diesen selber wirklich noch der Schleier über seinem Empfinden, daß er dessen rechten Namen nicht kannte? Wie hätte er sonst so offenherzig davon reden können? oder konnte er das nur, weil seiner Liebe keine irdischen Hoffnungen mehr anhafteten?

„Rechnen kann sie nicht“, sagte Franz, in Erinnerungen verloren, und sah noch immer auf die kleine Lindenblüte in seiner Hand. Wie Lachen glitt es über sein bleiches, geistvolles Gesicht. „Bei dem strengen Herrn Kantor hatten wir zusammen Rechenstunde. Während mir meine großen Aufgaben ganz leicht wurden, mühte sie sich mit ihren kleinen. Da habe ich es ihr mit dem Finger in die Luft geschrieben, was herauskam: sie konnte es mir auch schon recht gut von den Lippen ablesen. Es war ja wohl nicht recht, daß ich ihr vorsagte, aber ich konnte nicht anhören, wenn sie gescholten wurde, und wenn sie mich so ratlos und bittend ansah, da — o, da hätte ich noch anderes getan, um ihr zu helfen. Gott wird mir das wohl verzeihen. Und dann nachher — wissen Sie, wie fröhlich sie ist? was für lustige Einfälle sie hat, und wie sie necken kann? Aber jetzt ist sie so scheu“.

Muntere Stimmen unterbrachen das Gespräch. Um die Hausecke kamen zwei lachende Menschen: Schwester Gertrud und Lili. Die Kleine hing am Arm der Diakonisse und sah mit eiferglühendem Gesichte zu ihr auf. Als sie aber der beiden im Garten ansichtig wurde, verstummte ihr Mund, der soeben noch so geschwätzig war.

„Sieh da“, rief Schwester Gertrud, „da haben Sie ja schon einen Besuch, lieber Franz. Das wußte ich nicht. Nun bin ich wohl überflüssig und kann mich weiter trollen. Nicht wahr? Aber hier habe ich Ihnen noch jemand mitgebracht, der wollte gern einmal sehen, wie es seinem alten Kameraden geht“. Sie sah auf das Mägdlein, das mit gesenkten Augen und herabhängenden Armen dastand, als wäre es am Boden angewurzelt.

„Lili“, sagte Franz. Die Freude hatte ihm ein flüchtiges Rot auf die Wangen gezaubert.

Sie erhob den Blick, doch nur halb. Zwischen den langen Wimpern hindurch sah sie nach ihm hin, aber sie blieb stehen, wo sie stand.

„Ich bin dir ganz fremd geworden, nicht wahr?“ fuhr er fort. „Ich glaube fast, du fürchtest dich vor mir. So groß bin ich geworden und obendrein noch so blaß und dünn. Aber ich bin doch noch der alte. Willst du nicht ein bißchen näher kommen? willst du mir nicht die Hand geben?“

Zögernd, Schritt für Schritt kam sie heran, und als sie vor ihm stand und er ihre Hand nahm und sagte: „Das freut mich, daß du zu mir kommst, Lili, o das freut mich“, da lächelte sie verlegen.

„Ich will nun gehen“, sagte Schwester Gertrud lachend. „Wenn Sie sie erst allein haben, lieber Franz, wird sie schon auftauen. Dort kommt Ihr Vater. Den muß ich sprechen. Ade so lange“.

Auch Vogelius der schon beim Erscheinen der Diakonisse aufgesprungen war, trat zurück, um das Wiedersehen der beiden nicht zu stören. Es belustigte ihn, Lili, die er längst als ein frohes, übermütiges Kind kannte, wieder so scheu zu sehen, und doch betrachtete er sie jetzt mit anderen Augen, noch erfüllt von der tiefen Teilnahme, die des Jünglings Worte in ihm geweckt hatten. Als er an dessen Mienen sah, daß sie zu sprechen anfing, ging er Schwester Gertrud nach, die mit dem Vater Riedel in eifrigen Unterhaltungen begriffen schien.

Der Zimmermann wandte sich um und reichte ihm die Hand. „Gott grüße Sie, Herr Vikar“, sagte er treuherzig. „Schönen Dank, daß Sie meinen Jungen besuchen. Von der Freude, die er heute hat, zehrt er noch lange, und da freuen wir andern uns mit“. Ein Strahl zärtlicher Liebe brach aus seinen Augen, als er sie auf den Sohn richtete, und über das gebräunte Gesicht ging ein Zucken. „Na, ja, Schwester“, fuhr er in seiner unterbrochenen Auseinandersetzung fort, „also ungefähr so hoch, wie eine Stuhllehne. Wieviel Zoll denn?“ Er nahm seinen Zollstock und setzte ihn auf den Boden. „So etwa: nicht wahr? Und dann oben ziemlich breit, daß sie ordentlich den Arm auflegen kann“.

„Aber nicht zu schwer, lieber Meister“, sagte Schwester Gertrud.

„Natürlich nicht, Schwester, so leicht, wie ich es machen kann. Aber sehen Sie, eigentlich ist das ja Tischlerarbeit“.

„Sie werden es schon zustande bringen, Herr Riedel, Sie sind ja der reine Künstler“, erwiderte sie.

Er wiegte den Kopf und rieb sich hinter den Ohren.

„Was soll es denn werden?“ fragte Vogelius.

„So etwas wie eine Rutschbahn für meine Grüner-Mutterl“, antwortete Schwester Gertrud. „Seit ihrer letzten Niederlage kommt sie nicht mehr recht auf die Beine; sie kann nur gehen, wenn sie auf beiden Seiten geführt wird. Es ist aber selten jemand da, um sie zu führen, und sie kriecht nun an den Stühlen entlang. Aber die sind wieder so schwer, sie kann sie nur mit äußerster Anstrengung weiterschieben, und da habe ich mir nun ein Gestell ausgedacht, das sie leichter regieren kann, und Herr Riedel wird es mir machen. Der tut mir alles zuliebe; das weiß ich schon“.

„Wo werde ich nicht!“ sagte der Zimmermann. „Das müßte ja ein wahrer Klotz sein, der Ihnen nicht alles zuliebe täte. Da wir gerade so reden, Schwester, mit dem Ratwiger wird es rein zu arg; ich weiß nicht mehr, was ich mit ihm anfangen soll. Sie wissen doch, es ist der, der gesessen hat. Er meint jetzt, er wäre krank. Aber das ist nur so. Früher hat er getrunken, man kann schon sagen, gesoffen, und jetzt flucht er, daß man es kaum mit anhören kann. Arbeiten will er natürlich nicht, und so wird er wohl wieder lange Finger machen“.

„Wir wollen es doch Herrn Pastor sagen“, riet Schwester Gertrud.

„Den schmeißt er raus. Das Fluchen auf die Pfaffen hat er sich, scheint es, im Gefängnis angenommen; das war doch früher noch nicht“.

„Oder Herrn Doktor?“

„Schmeißt er auch raus“, sagte Riedel.

„Das sollte ihm wohl schwer werden“, erwiderte sie lachend. „Der Herr Doktor läßt sich nicht hinauswerfen; der steht seinen Mann“.

„Da haben Sie freilich recht“, entgegnete der Zimmermann und rieb sich wieder hinter den Ohren. „Aber sehen Sie, ich meine halt, wir dürfen den Herrn Doktor, der ja eigentlich Tag und Nacht keine Ruhe hat, nicht wegen so einem Räudel belästigen. So krank ist ja der Ratwiger gar nicht“.

„Ja, Vater Riedel, dann will ich einmal zu ihm gehen,“ schlug Schwester Gertrud vor.

Riedel nickte und sah sehr erfreut aus. „Wenn einer es kann, dann können Sie es, Schwester“, sagte er.

„Erlauben Sie, Herr Riedel“, sagte Vogelius, „das scheint mir doch sehr gewagt. Wenn dieser Mensch so roh ist, wie Sie ihn schildern, daß weder Pastor noch der Doktor zu ihm gehen können, da wollen Sie Schwester Gertrud hinschicken? Das geht auf keinen Fall“.

Der Zimmermann schüttelte den Kopf. „Sie müssen das nicht so nehmen, Herr Vikar“, erwiderte er. „Sehen Sie, der Ratwiger ist rein wie verbiestert, den Herrn Pastor läßt er jetzt gar nicht an sich heran; da muß erst ein bissel Bahn gemacht werden. Aber wir Mannsleute richten da nichts aus. Unsere Schwester, die kann es. Sie meinen, er würde

sich an ihr vergreifen? O beileibe nicht; der ärgste Büffel könnte das nicht; denn sehen Sie, der liebe Gott hat ihr halt so ein bissel was von einem Engel mitgegeben. Nein, der tut er nichts. Und sie findet einen Weg; Sie werden es sehen“.

(Fortsetzung folgt.)



Jan Friesen

G. G. Wiens.

(Fortsetzung)

In der Nähe des Städtchens war ein Distrikt, welcher so groß war, daß man in demselben zwei öffentliche Schulen, aber nur einen Lehrer hatte. Wenn dieser in einem Schulhause drei Monate englische Schule gehalten, ging er ins andere Schulhaus und hielt dort wieder drei Monate englische Schule. So hielt man auch einen deutschen Lehrer für beide Schulen. Wenn der englische Unterricht in einer Schule schloß, fing der deutsche dort an. So bekam der englische und auch der deutsche Lehrer jeder sechs Monate Arbeit. Der oberste Beamte der deutschen Schulbehörde kam zu Friesen und trug ihm die deutsche Schule in diesem Distrikt an. Die anderen beiden Beamten waren einverstanden. Nach noch mehreren Unterredungen mit genannten Herren war Friesen sich ganz sicher, daß er sechs Monate deutsche Schule vor sich habe. Der Tag der Entscheidung kam — und ging, aber niemand von der Schulbehörde ließ sich sehen. Friesen war schmerzlich enttäuscht, und noch besonders, weil er eine andere ihm angebotene Stelle abgesagt. Er bekam die versprochene Stelle nicht, weil einer der reichsten Farmer des Distrikts während der Schulversammlung aufstand und die Nachbarn bat, die Stelle seinem Schwager zu geben; denn derselbe sei arm, und wenn man ihm diesen Verdienst nicht zukommen ließe, müsse er seinen Schwager unterhalten. Dieser Kandidat war ein versoffener Landstreicher und nicht einmal Mennonit. Nach zwei Wochen mußte er fortgejagt werden. Friesen fühlte sich aufs tiefste verletzt. War ein Ehrenwort in diesem Lande etwas Unbekanntes? Seine Stimmung gegen religiöse und politische Verflachung wurde immer bitterer. Was hatte er nur in diesem Lande zu hoffen? Sein Leben hier kam ihm so unnütz vor. Die „schwarzen Vögel“ senkten sich tief auf ihn herab und drohten sein Opfer zu stehlen. Er beschloß von den Mennoniten fort und in eine große Stadt zu gehen, sich in ein Menschenmeer zu stürzen und mit eigener Kraft und Gottes Hilfe zu schwimmen und über Wasser zu bleiben. Tausende Menschen machten das so, warum nicht er?

Unser Freund Friesen war bereits über ein Jahr in Amerika gewesen. Als Mennonit, hatte er gedacht, müsse er auch zu Mennoniten gehen. Aber die hatten für ihn keine oder doch nicht genügend Arbeit, und im Englischen konnte er unter ihnen auch nicht die rechten Fortschritte machen. Er fing an zu begreifen, warum so viele jungen Leute mit ziemlich guten Kenntnissen der Landessprache von den Mennoniten fort und unter englischsprechende Amerikaner gingen, dort gute Stellungen und guten Lohn bekamen und sich dort auch öfters mit Nichtmennoniten verheirateten. Die extremen religiösen Ansichten einiger Gemeinden stießen ihn ab. Mennonitische Prinzipien hielt er hoch, aber die schroffen mennonitischen Methoden blieben ihm unsympatisch. Bigotterie, Heuchelei, Fanatismus und Unverstand trieben hier im freien Lande die seltsamsten Blüten. Manche Gemeinde, auch wenn sie nur ein paar Dutzend Glieder zählte, bildete sich ein, die allein echte und rechte zu sein. In einer Gemeinde war es verboten und wurde auch bei Zuwiderhandeln mit dem Banne bestraft, wenn ein Glied dieser Gemeinde in eine andere Mennonitengemeinde zum Begräbnis eines Blutsverwandten ging. Als Friesen den betreffenden Aeltesten darüber befragte, zitiert derselbe mit eiserner Ruhe: „Laßt die Toten ihre Toten begraben“. In einer anderen Gemeinde wurde noch der „Schwesterkuß“ praktiziert. „Grüßt euch untereinander mit dem heiligen Kuß“, wurde dafür als Grund angegeben. In noch einer anderen durfte ein Mann sich nicht rasieren, nicht einmal den Vollbart zurecht stutzen. „Deinen Bart sollst du nicht gar verschneiden“, stehe in der Bibel. Auch argumentierte man, der Mensch sei sehr gut und vollkommen erschaffen und niemand dürfe seinem Schöpfer ins Handwerk pfuschen. Friesen hat nie begreifen gelernt, warum das Nägelbeschneiden nicht auch verboten war. Andere knöpften ihre Röcke bis unters Kinn zu, rasierten nur die Oberlippe, trugen nur flache sogenannte „Quakerhüte“ und ihre Frauen im Versammlungshaus stets ein Spitzenhäubchen (prayerhood) und auf der Straße einen schwarzen „Schlenterhut“. In einer Gemeinde wurde nach hinten und in der Nachbargemeide überrücks untergetaucht: denn die Taufe war ja das Symbol des geistlichen Begrabenwerdens. Letztere Gemeinde behauptete, kein Mensch würde zum Begrabenwerden auf den Bauch gelegt. Solch ein Wust von toten Formen.

John Blocks Gemeinde zu Lincoln ging ihren ruhigen, stillen Gang ohne Geschrei und Halleluiaorgien und sie verirrte sich auch nicht in wahnwitzige Spitzfindereien. Dafür wurde sie dann auch prompt die „tote“ Gemeinde genannt. Ein totes Kind schreie nicht, wurde gesagt. Dann stieß Friesen noch auf solche, die da mit unzähligen Schriftstellen bewiesen, daß der Sabbath der einzig und rechte Ruhetag, und daß der Himmel, der Ort der Seligen, auf dem Nordstern zu suchen sei. Jan Friesen sah sehr wohl, daß hinter all diesen Auswüchsen unbewußt der Wunsch nach etwas Besserem lag. Die armen Menschen wußten nur nicht, wie es anzugehen. Leute, die ihnen möglicherweise hätten helfen können, wurden als Neuerer, ja als Ungläubige bemißtraut, verdächtigt und unter Umständen auch verfolgt. Der größte Uebelstand war, daß diese Leute sich in den Wahn verbissen hatten, daß sie allein göttliches Licht besäßen und alle anderen Menschen in sträflichem Ungehorsam der ewigen Verdammnis in die Arme eilten. Man sprach viel von Hauptsachen und von Nebensachen. Doch in den meisten strittigen Fällen wurden eben Nebensachen zu Hauptsachen gemacht. Deshalb kam es auch vielfältig vor, daß irgend ein Wühler seine Gemeinde in zwei Teile spaltete, indem er sich einen Bibelvers suchte, welcher ihm in seinen Kram paßte, und denselben unaufhörlich mit großem Geschrei als die einzig echte mennonitische Patenmedizin auspries. Wer diese Nebensachen gar nicht oder doch nur leicht berührte, wurde so mehr als friedliebender Bruder in Ruhe gelassen. Aber, o weh, wer öffentlich dagegen sprach oder schrieb.

Hier machte Jan Friesen wieder einen großen Fehler im Lande der Pressefreiheit — er schrieb. Er wurde dafür öffentlich und im geheimen als gefährlicher Umstürzler gebrandmarkt. Prediger schrieben an Herausgeber von mennonitischen Blättern über Friesen bitterböse Briefe. Einige drohten der Zeitung mit Boykott, wenn dieselbe mehr aus Friesens Feder bringen würde. Ein junger mennonitischer Lehrer, ein intimer Freund von Jan Friesen, zeichnete sich durch große Befähigung und Kenntnisse vor vielen andern aus. Der wurde sehr populär, und man setzte allgemein große Hoffnungen auf den jungen Mann. Leider verirrte sich dieser aber in den sogenannten „christlichen Sozialismus“ so weit, daß er in seinen Schriften anfing die rote Fahne und den Kommunismus hochzuhalten. Darüber geriet Friesen sich mit ihm in die Haare. Ein Federkrieg entspann sich. Es kam zu scharfen Auseinandersetzungen. Der Kommunist suchte seine Lehre mit unzähligen Zitaten aus der Bibel zu beweisen und zu bescheinigen. Friesen bekämpfte ihn vom Standtpunkte gesunden Menschenverstandes und auch mit der Bibel. — Unter liberalen und toleranten Lesern gewann letzterer viele warme Freunde, aber andere ergriffen diese Gelegenheit, ihren Haß gegen Friesen auszulassen. Da schreibt z. B. ein Prediger vom 6. Dezember, 1909 unter anderem: „. . . . ich stelle Sie (Editor ist gemeint) mir als einen strebsamen jungen Mann vor, der das Gute will . . . Umsomehr bedaure ich, daß Sie Artikel aus der Feder Jan Friesens in den Spalten Ihres Blattes bringen. Namentlich muß man das neueste Machwerk jenes Mannes als infam und degradierend bezeichnen. Ein Mann mit einer so niedrigen Gesinnung. — Wenn Ihr Blatt fortfährt Artikel von Friesen zu bringen, sehe ich mich gezwungen das Blatt abzubestellen. Ich persöhnlich würde lieber die Editorenstelle niederlegen, als diese Art Lesestoff aufzunehmen. . .“

Dieser geistliche Herr wollte weniger seinen Kommunisten in Schutz nehmen, als Jan Friesen einfach abtun, indem er ihm von hinten den Dolch in den Nacken stieß. Solch ein Peitschenhieb brannte. War das wohl Wehrlosigkeit?

Friesen konnte den Gedanken auf die Dauer nicht mehr loswerden, daß es für ihn besser wäre, in eine größere Stadt zu gehen, sich ganz unter nur englischsprechende Amerikaner zu mischen, ihre Sprache so rasch wie möglich zu erlernen und dann Bürger zu werden. Nur dann sah er die Möglichkeit, sich im neuen Lande eine Existenz und ein Heim zu erwerben.

Da griff plötzlich eine unsichtbare Hand ein. Sein Lebensschifflein änderte seinen Kurs. Bei einem seiner Bekannten traf er eines Tages ein junges braunäugiges Mädchen, welches auf ihn sofort einen tiefen Eindruck machte. Ihre sanfte Schönheit, ihr graziöser Wuchs und vor allem ihr tadellos sittsames Benehmen brachten sein ruhiges Ueberlegen und logisches Denken, worauf er sich schon oft etwas eingebildet hatte, in richtige Konfusion. Alle seine Schlußfolgerungen, Einwendungen und Bedenken endigten immer nur in dem einen Wunsch: mit diesem Mädchen näher bekannt zu werden. Er wurde es. Ohne jegliche Ziererei und mit ungeschminkter Offenheit kam sie ihm entgegen. Von selbst schenkte eins dem andern vollstes Vertrauen.

Nach einer Bekanntschaft von wenigen Wochen kam es beiden so vor, als hätten sie sich schon immer gekannt und sei es nur gleich gesagt — geliebt. Dieses neunzehnjährige Mädchen stand gerade so einsam und verlassen in einer freundearmen Welt, wie Friesen selber. Ihres Vaters schönes Heim und dessen große Farm hatte sie schon früh mißlicher Familienverhältnisse halber verlassen müssen. Verwandte und Bekannte nutzten sie dann in schamloser Weise aus, indem man sie unvernünftig schwer arbeiten ließ. Und das für einen Hungerlohn. Sie war überarbeitet, und ihr Körper war nur zart gebaut. Sie stand in Gefahr leiblich und geistig unterzugehen. In diesem Mädchen aber schlummerten talente Fähigkeiten. die es wert waren, geweckt und gepflegt zu werden. Eine Undinenseele hatte hier Gelegenheit, wachgerufen zu werden. Friesen beschloß, wenn sie ihn annahm, ihr Freund und Beschützer fürs Leben zu werden. Seine tiefe Liebe fand einen Widerhall in ihrem Herzen, und sie erwiderte solche voll und ganz. Ein ungeahntes Glück erfüllte Friesens Brust. Jetzt hatte sein Leben mit einem Mal einen Zweck. Er hatte jemand gefunden, der ihn brauchte. Eine große warme Kraft überkam ihm. Ja, er fühlte sich stark und mutig, den Kampf um sein und dieses lieben Mädchens Dasein aufzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie einer wieder beten lernte.

Von Peter J. Klassen.

— Es sei denn, ich komme nicht durch, einer von uns stirbt oder die ganze Welt steht auf dem Kopfe, so sehen wir uns, wenn nicht schon früher, dann aber bestimmt nach zwanzig Jahren, im Januar 1940, wieder! —

* * *

Heute ist der 31. Januar 1940! Die zwanzig Jahre sind verflossen und .... ? —

An einem Sonntage im Januar 1920 saß der Lehrer Klassen in Ebenfeld, einer in den endlosen Steppen Ostrußlands verloren gelegenen Mennoniten-Kolonie, an der Grenze des Kosakenlandes mit seinen Gästen am Kaffeetische.

Um das kleine Schulhaus heulte der Buran, Schneesturm. Eine fürchterliche Bärenkälte hatte alles Leben in ihre grausamen Fesseln geschlagen. Wer nicht unbedingt mußte, hielt sich nicht im Freien auf, und nur die äußerste Not oder Gefahr konnte die Menschen zwingen, sich in diesem Unwetter auf eine Fahrt zu begeben.

Die Fenster waren so dick mit Eis befroren, daß in allen Zimmern das Tageslicht gedämpft war, aber das tat der lebhaften und gemütlichen Unterhaltung im Lehrerhause keinen Abbruch. Dieses Halbdunkel, das die Versammelten von der Außenwelt abschloß, machte das kleine Zimmer nur noch traulicher, und der große Backsteinofen, der von früh bis spät mit Brennmist gespeist wurde, strömte eine angenehme Wärme aus, die die frohe Gesellschaft vergessen ließ, daß vielleicht zu dieser Stunde Reisende, in dem schrecklichen Schneegestöber vom Wege abgekommen, frierend in den endlosen Schneegefildern umherirrten.

Zur Abwechslung und Unterhaltung hatte der Lehrer eben ein paar Lieder auf dem Klavier gespielt und wollte sich auf die Ruhbank am warmen Ofen setzen, als auf dem Hofe vor der Haustür Glocken- und Schellengeläute ertönte.

„Das ist Kommissar Kortaschews Troika, (Dreigespann)", sagte der Gast. „Ich kenne den Ton seiner Bügelglocke und seiner Schellen. Die gehörten früher dem Ataman Kalin, und Kortaschew hat sie ihm geraubt. Glocke und Schellen wie auch alle Beschläge am Geschirr sind von reinem Silber".

„Was kann der Kommissar von mir wollen?! Sich bei solchem Hundewetter auf den Weg zu wagen, da muß mal wieder Feuer oder Druck dahinter stecken", sagte der Lehrer und horchte hinaus.

„Geh' doch und sieh', was er will" drängte die Frau Lehrer.

„Febite auch noch, daß ich dem Leuteschinder entgegenginge! Will er was von mir, mag er doch herein kommen und bevor er hereinkommt, lasse ich dieses noch schnell verschwinden", antwortete der Lehrer, nahm ein kleines Päckchen aus seinem Schreibtische und ging aus dem Zimmer.

An das Schulhaus war eine kleine Vorlaube gebaut, als Schutz gegen die Kälte. Aus dieser Vorlaube führte die Haustür in eine dunkle Halle, in welche sowohl die Schulzimmertür wie auch zwei Türen des Lehrerquartiers mündeten.

Kaum war der Lehrer wieder ins Zimmer getreten, da klopfte es laut an die Haustür. Der Einlaßbegehrende stand in der Vorlaube.

„Nanu, was meint denn dies?! So anständig und höflich ist doch Kommissar Kortaschew nicht. Wenn der anklopft, so ist's mit dem Gewehrkolben oder mit dem Stiefel", sagte der Lehrer. „Wer kann's sein?"

„Ob es der Kommissar Kortaschew ist, weiß ich nicht, aber daß es seine Troijka ist, darauf wette ich! Silberne Glocken hat außer ihm hier keiner mehr und hätte sie jemand, er würde sie nicht zeigen", sagte der Gast.

Wieder klopfte es laut an der Haustür.

„Bleibt nur ganz ruhig! Ich werde einmal nachsehen", sagte der Lehrer und ging in die Halle. Ehe er noch die Haustür erreicht hatte, klopfte es wieder, und laut rief er auf russisch: „Herein!"

Durch die nur zur Hälfte sich öffnende Flügeltür schob sich ein ganz in Pelz gekleidetes und bis auf die Nasenspitze verhülltes menschliches Ungetüm, das von oben bis unten mit einer dicken Schneekruste bedeckt war.

Obwohl in der Halle ein Halbdunkel herrschte, fiel dem Lehrer doch sofort die sonderbare Kleidung des Eingetretenen auf und viel mehr noch dessen seltsames Gebahren.

„Ist hier jemand? Ich kann nichts sehen!" sagte er in feinstem aber akzentuiertem Russisch. „Meine Augen müssen sich erst an das Dunkel gewöhnen", und er rieb sich Eis und Schnee aus den beeisten Wimpern und Brauen und zauste ungeduldig an den langen Eiszapfen, die sich an seinem Schnauzer gebildet hatten. Dabei stampfte und trampelte er und pustete, als blase er seinen kochenden Tee im Glase kalt.

Dieses gab dem Lehrer Zeit, sich den Fremdling näher zu betrachten. Er war hoch gewachsen und kräftig und muskulös gebaut und trug einen langen Pelz aus Renntierfell, die Haare nach außen gekehrt, was man in Rußland äußerst selten zu sehen bekam. Von innen war der Pelz mit Wolfsfell gefüttert und hatte einen feinen Biberkragen. Aus Biber war auch seine Mütze und der Baschlik, (Kapuze). Die großen Fausthandschuhe, die er auf das Fensterbrett gelegt hatte, waren von Renntierfell, Haare nach außen und von innen mit Hasenfell gefüttert. Am auffallendsten aber waren seine Stiefel. Sie reichten ihm bis an die Hosentaschen, waren aus Renntierfell, die Haare nach außen und mit Perlenstickereien versehen; ähnlich wie hier in Canada die sogenannten Indian-slippers. Der Lehrer war schon in Rußland gereist, war bis Wladiwostok gekommen, aber solche Kleidung hatte er noch nicht gesehen. „Wie ein Nordpolfahrer", dachte er und statt die Frage zu beantworten, fragte er: „Wer sind sie und was wünschen sie?"

(Fortsetzung folgt.)

Achtung!

Von der weiteren Fortsetzung von „Johann Cornies" Züge aus seinem Leben und Wirken (Von D. H. Epp) wird abgesehen, da laut Nachricht vom leiblichen Bruder des Verfassers das Buch voraussichtlich neu aufgelegt werden wird. Ed.

Who are the Mennonites?

RADIO BROADCASTS
February 1936

By A. Buhr.

(Continued)

CONCLUSION. — In closing these two talks, last Sunday and to-day's, Dr. McKay, I am speaking not only for myself but also for a great many Mennonite people and others who have been listening to us, when I am taking this opportunity to thank the Manitoba Association for Adult Education and its officers, particularly you and Mr. Robert England, who were instrumental in arranging these "Good Neighbor" talks, for not overlooking the Mennonite people in this series. If what I have been able to say, will bring about a better understanding of a people, who have been, and still are, often misunderstood, I shall consider my little effort not in vain, and shall feel myself richly repaid.

CHAPTER 3

Statistical Data.

It is hoped that the following statistics, made available by courtesy of the Rev. Benjamin Ewert, of Winnipeg, Manitoba, and by him collected from the Mennonite Year Book, 1936, and other sources, will be of interest to many. The facts and figures given below were not used in the Radio talks between Dr. John McKay and myself above set out. As you will notice these figures deal with the church membership of Mennonite churches and Conferences in North America only. Those of Conferences in other countries are not available.

1. American or Old Mennonites. Membership in the United States of America 46,063; Membership in Canada 4,788, total 50,534. Number of Congregation 444; Bishops and Ministers 617; Old Peoples' Homes 4; Orphanages 3; Hospitals 1; High Schools and Colleges 3; Mission Stations in India and South America and City Mission 32.

2. General Conference of Mennonites of North America. Membership in United States of America 25,317; Membership in Canada 10,217; total 35,534 Number of Congregations 152; Bishops and Ministers 326; Old Folk Homes 4; Hospitals 5; High Schools and Colleges 5; City Missions 8; Foreign Missioins in India, China and among North American Indians.

3. Mennoniite Brethern of North America. Members in the United States of America 7,116; Membership in Canada 5,316; total 12,432 Congregations 104; Bishops and Ministers 223; Old Folk Homes 1; High Schools 1; City Missions 4; Foreign Missions in India, China, Africa and North American Indians.

4. Mennonite Brethren in Christ. Membership in the United States of America 7,496; Membership in Canada 2,429; total 9,925; Congregations 153; Bishops and Ministers 194; Old Folk Homes 2; High Schools 1; City Missions 2; Foreign Mission in India and China.

(To be continued.)

Centennial 1840—1940

Of Mennoniite Sunday Schools in North America and

Sesquicentennial 1790—1940

Of the Mennonite Church in the Westmoreland-Fayette Region To be held at the Mennonite Church, Scottdale, Pa., November 23, 24, 1940, together with a Home-coming of Former Members and Friends of the Church.

P R O G R A M

Saturday Evening—7:30

One Hundred Years of Sunday-school Work in the Mennonite Church — Daniel Kauffman

Coals of Fire: Our Relief Ministry in War-Torn Europe — Harold S. Bender.

Sunday Forenoon—9:30

Sunday School at Scottdale, and North Scottdale with Appropriate Centennial Observances

Sermon—Our Priceless Heritage — I. E. Burkhart.

Sunday Afternoon—2:30.

The First Years (1790-1890) of the Mennoniite Church in the Westmoreland-Fayette Region — Edward Yoder

The Past Fifty Years (1890-1940) of Work in Scottdale and Vicinity — John R. Loucks, Aaron Loucks

Special Music

Historical Sketch of Our Branch Sunday Schools — C. F. Yake

Sunday Evening—7:00

Reminiscences and Testimonies — Visitors and Home Folks

Special Music

"Reaching Forth unto the Things Which are before" — J. L. Horst.

Mennonite Sunday School Centennial 1840—1940

There are three reasons why we as a denomination can profit by a fitting observance of one hundred years of Sunday-school work.

1. To keep alive in the minds of the present and future generations a knowledge of the visions, convictions, courage, and struggles of our forefathers, that we might be grateful for the "goodly heritage" which is ours.

2. To carefully study and evaluate our present work in the light of the past one hundred years.

3. To be instructed and inspired for greater things in the future in the Lord's service.

The above-mentioned booklet, just written by Harold S. Bender and now published, will help to direct this observance in the most fitting and practical manner. Most of our conferences and many local congregations have planned for the observance of this centennial during this season. This brief history is written for information and to aid all who will observe in some way this anniversary. Send for a sample copy or, better still, order sufficient number that a copy may be placed in each home.

Price: Each, 10c; Dozen, $1.-; 100 copies, $5.00.

Mennonite Publishing House Scottdale, Pa.

Ottawa, Canada. — Millions of Christmas trees will again bring joy and happiness to homes in the United States and Canada, according to the Dominion Forest Service, Department of Mines and Resources. Handed down from ancient times, the delightful Christmas tree custom now provides an important seasonal forest industry. In addition to supplying a supplementary source of revenue to Canadian farmers, this year the export of Christmas trees to the United States will help establish foreign exchange.

Ottawa, Canada. — Tourist traffic to Riding Mountain National Park in Manitoba established a new high record during the 1940 season, when a total of 43,490 automobiles and 163,230 passengers entered the park during the period April 1 to October 31. This compares with 36,024 automobiles and 129,846 passengers in the corresponding period of 1939.

Retail sales of gasoline in Canada during the first seven months of 1940 total 458,766,000 gallons compared with 409,201,000 gallons in the corresponding period of 1939.

Production of pig iron in Canada during September amounted to 105,020 tons, marking the seventh time in the history of the industry that the 100,000 ton level was exceeded.

Revenue freight loaded at railway stations in Canada and received from foreign connections during July, 1940, amounted to 8,943,065 tons compared wiith 6,274,181 tons in July, 1939, an increase of more than 40 per cent.

Zur Unterhaltung.

In der neuen Heimat. Es ist bedauerlich, daß es solche unter uns gibt, die noch etwas fremd tun und immer noch nicht recht heimisch werden können, d. h. hierzulande. Doch das ist ja zum Teil verständlich. Zehn bis fünfzehn Jahre ist nicht lange genug, um sich gründlich einzuleben. Mennoniten leben sich etwas schwer ein, dann aber ganz. Dagegen findet man auch schon viel fröhliche Leute unter uns, und hie und da ist ein wirkliches Frohsein zu konstatieren: Wie gesund ist man, wie leuchten die Augen, man hat eine warme Stube und einen vollen reichen Tisch. Die Kinder sind froh und erhalten eine reiche Bildung. Wieviele Millionen auf dieser Erde müssen das entbehren.

Wir haben's gut — wir wollen uns das einmal gründlich hinter die Ohren schreiben. Und wie dankbar sollten wir sein, daß wir heute nicht in Europa sein brauchen. Man sollte das wirklich zu Herzen nehmen. Was in diesen Tagen in der Stadt Coventry geschehen ist, ist schrecklich, möchte doch der süße Friede bald wiederkehren.

Wie gut, daß man uns hierzulande gnädig ansieht auch inbezug auf den Ersatzdienst. Es ging damit über Erwarten gut, wie man uns sagte. Wie gut auch, daß die Beziehungen zwischen Aeltesten Töws und Premier King so herzlich sind. Das muß unterstrichen werden. Wie würde es sein wenn beide mit einem Male nicht mehr da wären. Auch B. B. Janz, der viel wagte zu unserer Herausrettung aus Rußland, ist heute noch bemüht um das Wohl unseres Volkes. Ich möchte ihm hier heute ein Wort des Dankes sagen. Ebenso andere Männer unter uns stehen treu auf der Wacht.

Lord Chamberlain ist in diesen Tagen gestorben. Er hat sich sehr bemüht um die Aufrechterhaltung des Friedens, und wie froh bin ich, daß Mennoniten vor etwas über Jahresfrist noch ihm dankten.

Mennoniten, intelligente Mennoniten sollten in Ansehung der schweren Lage in der Welt offne Augen und Ohren haben für die Leiden in der Welt und fürbittende Hände emporheben und um Frieden bitten. Man spricht hin und wieder schon von einem 30-jährigen Krieg. Ach Gott, doch nur das nicht! Wie wunderbar, daß wir heute noch so warm sitzen, wer weiß, wie lange das noch dauern wird. Als ich gestern im Store war, sah ich eine wirklich frohe Menschenmenge, und wie prächtig sahen die Aepfel aus, die um Verkauf ausgestellt waren. Wenn darüber plötzlich ein paar Dutzend Bomben losgelassen worden wären!

Es wird heute viel in Canada gebetet, über Radio, in den Kirchen, gewiß auch im stillen Kämmerlein. Mennoniten möchten doch nicht die letzten dabei sein! Und in Europa wird jedenfalls noch mehr gebetet, vielleicht auch noch sonstwo. Unser König hat seine Untertanen dringend ermahnt, Gott zu suchen. Vielleicht hat das der Krieg mit sich gebracht, daß man wieder einmal etwas mehr nach Gott fragt. Ging es der Welt etwa zu wohl, daß Gott diesen schrecklichen Krieg schicken mußte? — Erfreulich ist, daß unter uns in den Gottesdiensten mehr für die Regierung gebetet wird. Anfangs wurde das etwas zu wenig beachtet. Wir haben's ja so in Rußland gehalten, unterlassen wir es daher nie.

Möchten wir mehr in der neuen Heimat zu Hause werden! Wie gut, daß wir von den Alteinsässigen lernen dürfen, weniger voreingenommen gegen die Heimat zu sein (die besitzen schon mehr Erfahrung). Laßt uns aufräumen mit dem Mißtrauen, wo solches noch vorhanden ist.

Oft höre ich sagen: „Wenn man uns nicht schlechter behandelt, als das heute der Fall ist, dann wollen wir zufrieden sein". Ja, gewiß! Das wird jedenfalls zum Teil von uns abhängen. Wenn wir nur etwas guten Willen aufbringen möchten! Stellenweise bleibt das Einvernehmen gut, trotz allem. Tu etwas lieb mit deinem Nachbar, und wenn auch nur freundlich. Wie man in den Wald ruft, so schallt es zurück. Biete ihm einen freundlichen „Guten Morgen" und wenn du dann noch etwas Gutes über das Wetter sagst, ist schon vieles erreicht. Die Amerikaner sind ja von Natur brüderlich und freundnachbarlich, es ist also nicht schwer, ihr Vertrauen zu gewinnen.

Helfen wir nach Kräften dem Roten Kreuz. In Rußland trieb man wohl zu Zeiten Mißbrauch mit öffentlichen Geldern, in Canada werden sie gewissenhaft verwaltet.

Die demokratischen und intelligenten Mennoniten sollten froh sein, in dem demokratischsten Lande der Welt leben zu dürfen. Es sind zwar nicht paradiesische Zustände, und der eine und der andere mag wegwerfend darüber sprechen. Das ist Leichtsinn, und wer die Frage sorgfältig studiert, der muß finden, daß die Demokratie nicht Wind und nicht von heute ist. Sie hat sich stetig durch Jahrhunderte entwickelt und kann daher nicht von heute auf morgen über Bord geworfen werden. Sie ist zu enge mit dem Wesen unserer Nation verwachsen. P. M. Friesen, unser Historiker, schätzte die englische Konstitution sehr hoch. Es ist merkwürdig zu verfolgen, wie die Engländer sich in den letzten 150 Jahren zu der bürgerlichen Freiheit hindurchgerungen haben, die sie heute besitzen. Religion, Ehrlichkeit und politische Gerechtigkeit haben in diesem Ringen herrliche Triumpfe gefeiert. Man mußte auf beiden Seiten Geduld zu haben und abzuwarten, und immer war man bemüht, Gewalt und besonders Blutvergießen zu vermeiden. Eine Revolution ohne Blutvergießen! Auf der einen Seite die Regierung und die hohen Lords, auf der anderen Seite das Volk, besonders die Arbeiter. Erstere waren konservativ und hielten am Alten fest, die Opposition verlangte mehr Rechte, besonders das Stimmrecht. Es ist merkwürdig zu verfolgen, wie die Regierung sich eine Position nach der andern abringen ließ. Dank dieser Sachlichkeit und dank diesem Gerechtgefühl, mit welchen Fragen des bürgerlichen Lebens behandelt wurden, ist die englische Nation so enge in sich geschlossen und verbunden, wie wohl kaum eine Nation dieser Erde. Dank diesem Umstande halten auch die Dominionen trotz größter politischer Freiheit am Mutterlande fest. Man sagt, das Band zwischen ihnen ist fester denn je. Und dank dem Respekt der Engländer vor politischer und bürgerlicher Freiheit versteht es kein Volk dieser Erde so gut wie sie, Fremder Gewissen zu ehren. Das sollte uns froh und zuverlässig machen. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk. Und Gott wird den siegen lassen, der sich vor ihm demütigt und zu seinen Rechten hält.

Ein Leser.

Der canadische Senat debatiert über die Mennoniten.

Uebersetzt von J. G. Neufeld.

Freitag, am 2. August 1940 debatierte der Senat über die Mennoniten. Der Bericht dieser Debate erschien im Regierungsblatt: „Canada; The Debates of the Senate. Official Report — Unrevised Edition; Vol. 78, No. 37, Aug 2. 1940; Doukhobors and Mennonites. The Question of Privileges".

Der Senator Hon. R. B. Horner sprach den Senat folgender Weise an: „Geehrte Herren: Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf einen Bericht in der gestrigen Ausgabe des „Ottawa Citizen" lenken, welcher die Ueberschrift trug: „Angeordneter möchte die Duchoboren und Mennoniten deportieren". Der Aufsatz hat folgenden Wortlaut: „Die Duchoboren und Mennoniten welche Canadas Kriegsverpflichtungen nicht anerkennen, sollten deportiert werden, sagte George Black (Konservativer, Yukon) gestern Abend im Parliament.

Es sind Leute in Canada (fährt G. Black fort) welche dem Canadischen Gesetz nicht untertänig sind und obengenannte Sekten gehören zu denen. Andere Canadier werden eingezogen und müssen kämpfen um solche Leute zu beschützen. Die Regierung sollte deren Vermögen requisieren und die Leute deportieren, und je eher, je besser". Soweit der Bericht im Ottawa Citizen.

Hierauf antwortete der Senator Horner folgenderweise: „Der ehrenwerte Abgeordnete welcher diese Aussagen machte hat nie das Vorrecht gehabt, mit diesen Leuten in Verbindung zu kommen. Wie wir alle wissen, kamen diese Leute nach Canada auf Grund der Vereinbarung, daß sie vom Kriegsdienst befreit seien.

33 Jahre lang sind Duchoboren und Mennoniten meine Nachbaren und Mitbauern gewesen. Es ist möglich, daß dieselben zu der besseren Klasse gehörten, wenn dem so ist, dann bin ich bevorzugt gewesen. Es ist aber meine Pflicht hervorzuheben, daß die meisten dieser Leute im Westen erstklassige Bauern, gute Nachbaren und gute Bürger sind. Es sind gewiß schlechte unter ihnen, wie unter jeglicher anderen Nationalität.

Ich denke, daß in Zeiten wie die gegenwärtige eine unserer Pflichten ist darauf hinzuweisen, daß es eine Ehre und Vorrecht ist, ein Canadischer Bürger zu sein. Ohne zu prahlen, möchte ich behaupten, daß in meinem Umgange mit den Duchoboren und Mennoniten habe ich immer versucht zu zeigen, daß die Canadier gerecht sind. Der geehrte Führer auf dieser Seite (Right. Hon. Mr. Meighen) wird sich erinnern, daß ich mich während des letzten Krieges ihm gelegentlich aufdrängte. Es tat mir leid, daß ich es tuen mußte, denn er war sehr beschäftigt. Man hatte nähmlich den Versuch gemacht, Schwierigkeiten hervorzubringen indem behauptet wurde die Regierung würde die Duchoboren und Mennoniten zwingen dies und das zu tuen, aber ich bin froh, daß die Regierung ihnen sagte, sie würde die Abmachungen mit den Mennoniten und Duchoboren auf Grund welcher sie nach Canada gekommen seien, respektieren.

Ein Mennonit sagte mir unlängst (fährt Mr. Horner fort), daß die Mennoniten unlängst zusammengekommen seien, ich glaube in Winkler, Man., um die Regierung zu bitten, das Abkommen mit den Mennoniten auch ferner zu respektieren. Der Mennonit sagte, daß sie ihre jungen Männer ermutigten, sich einschreiben zu lassen und sollten sie zum Dienst einberufen werden, dann würden dieselben dem Rufe Folge leisten, ohne sich jedoch an den wirklichen Kämpfen

zu beteiligen. Ich habe die größte Sympathie für diejenigen Bürger, die obzwar dem Staate absolut treu sind, ihrer Nationalität wegen verdächtigt werden. Um den ewigen Kriegen ein Ende zu machen, müssen wir dem Ideal zustreben, daß alle Menschen Brüder sind, einerlei welcher Rasse angehörend".

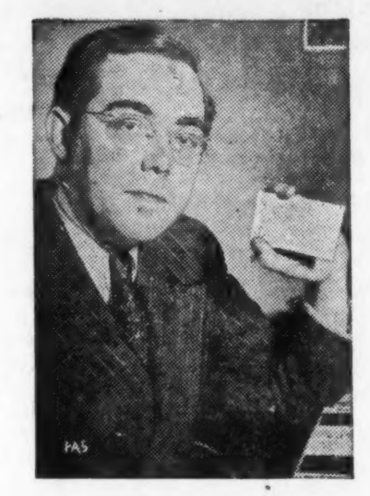
Der Senator W. A. Buchanan bat, daß man die gesetzliche Lage der Mennoniten und Hutterer inbetreff der Wehrpflicht klar machen sollte. Er sagte die Bevölkerung in Alberta protestiere gegen die Privilegien dieser Leute und fordere, daß dieselben Kriegsdienste tuen sollen.

Senator John T. Haig gibt darauf einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über die Mennoniten und Hutterer. Er schließt mit den folgenden Worten: „Die Hutterer sind gute Bauern und kümmern sich um ihre eigene Angelegenheiten. Sie sprechen die Sprache, welche in der Provinz in den Schulen als Unterrichtssprache angesehen wird. In Manitoba ist es die englische Sprache. Ich bin überzeugt, daß meine Kollegen aus Manitoba, Senator für Provencher, Hon. Mr. Molloy; Senator für St. Jean Baptiste, Hon. A. L. Beaubien und Senator für Manitou, Hon. Mr. Sharpe mir beistimmen werden, wenn ich sage, daß wir keine besseren Arbeiter und Bürger haben wie die Mennonitischen Ansiedler. Ich denke es sind weniger Verbrechen unter ihnen, als unter unseren Französisch- oder Englischsprechenden Bürgern. Ich möchte der Regierung sehr nachdrücklich raten, langsam vorzugehen mit der Mobilisation der Mennoniten und Hutterer."

Senator Dandurand erkundigte sich dann nach dem Schicksal der canadischen Mennoniten die vor etlichen Jahren nach Süd Amerika auswanderten.

Senator Haig gab einen kurzen, aber sympathischen Bericht über den Grund der Auswanderung". Hiermit schloß die Debate über die Mennoniten.

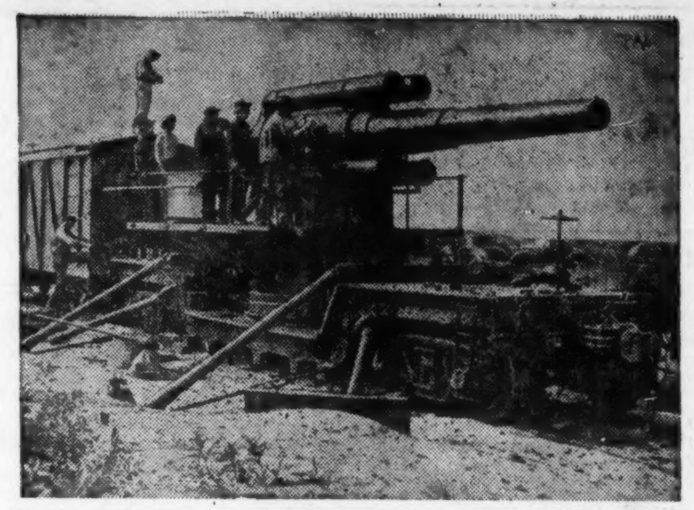
Universität, Chicago.



Washington. — Senator Rush D. Holt von West Virginia, der Jüngste im Senat, der einer der schärfsten Gegner der Wehrpflicht war, ist der Einzige, der sich registrieren mußte, zeigt uns hier seine Registrationskarte.



Rear Admiral Percy W. Nelles, Scheff des Stabes der canadischen Marine.



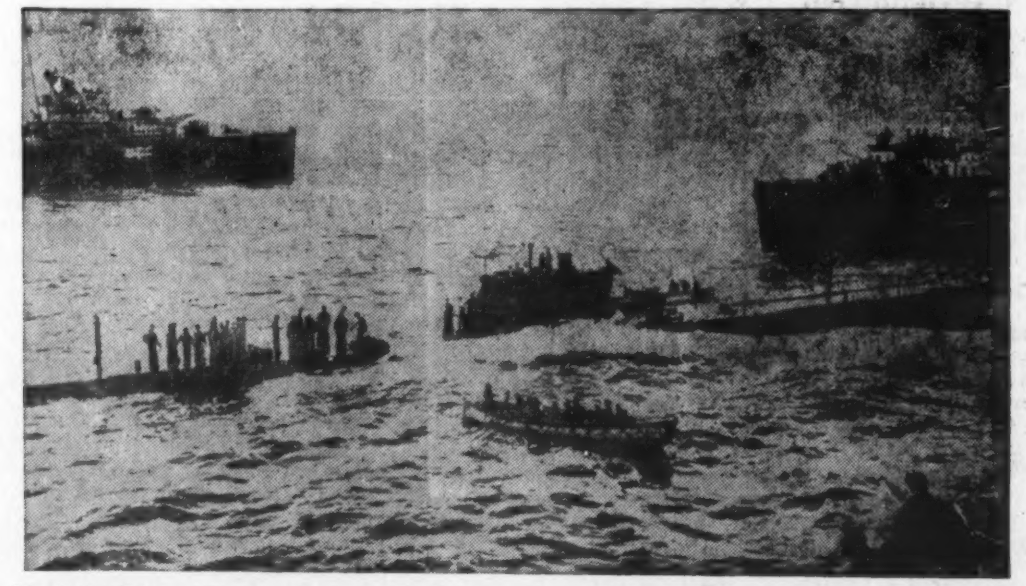
Sandy Hook, N.J. — Hier sehen wir eine große 8-zöllige Kanone in Ft. Hancock zum Schutz der U.S. Küste.



Eine Gruppe Artilleristen des Petawawa Training Camps, die durch die Wehrpflicht einberufen wurden.



Luft Commodore G. O. Johnson, der Mitglied für Organisation und Ausbildung des Luft Councils Canadas ist.



Ein italienisches U-Boot wurde durch Tiefbomben, die englische Zerstörer abließen, zur Oberfläche gezwungen und mußten sich ergeben, wie uns das Bild vom Mittelländischen Merr zeigt.

Wöchentlicher Ueberblick

Montagll den 18. November: Ein flüchtiger deutscher Zeitungsmann in Calif. sagte, daß das nächste Land, das Hitler besetzen werde, sei Schweden, das heute schon tatsächlich ganz unter deutscher Kontrolle stehe, sogar in den inneren Angelegenheiten.

Die Italiener warfen wilde Angriffe gegen die Griechen, konnten jedoch die Angreifer nicht zum Stillestehen bringen.

Mussolini hielt eine Rede, in der er behauptete, daß wenn er erst einmal angefangen, ihn keiner mehr aufhalten könne. Und ob es Wochen oder Monate nehme, aber Griechenland werde genommen werden. — So weit sieht es nicht danach, gerade das Gegenteil zeigt die Lage.

Der spanische Außenminister kam nach Deutschland, um Hitler zu sehen, weiter wurde aber nichts bekannt.

Die Manitoba Legislatur wurde eröffnet durch eine Thronrede vom neuen Leutenant Gouverneur, Hon. MacWilliams.

Dienstag, den 19. November: Die Italiener ziehen sich weiter zurück, da sie nicht gegen die Griechen stehen können. Viel Kriegsmaterial mußten sie zurücklassen, das die Griechen sofort in den Kampf gegen die Italiener einsetzen, darunter leichte Tanks. Und noch ein Umstand ist gegen Italien, die Soldaten, die Italien in Albanien mobilisiert hat, nehmen die erste Gelegenheit wahr, um zu den Griechen überzugehen und gegen Italien zu kämpfen, und es droht ein allgemeiner Aufstand, wenn die Lage nicht bald zu Gunsten Italiens sich wenden wird, und dafür sind fürs erste keine Aussichten. Will aber Deutschland zur Hilfe kommen, dann muß es entweder durch Bulgarien oder Jugoslavien marschieren. Und die Türkei hat bekannt gegeben, daß ein ähnliches Vorgehen, die Türkei sofort in den Kampf führen würde.

Victor Sifton, Eigentümer der Winnipeg Free Preß, ist durch den Kriegsminister zum Master-General of the ordnance branch ernannt worden als Nachfolger des Mr. Chester, General Direktor der Hudson Bay, der seine Tätigkeit in seiner Gesellschaft wieder übernimmt.

Canada wird ein Marine College wieder eröffnen, wie bekannt gegeben wurde.

König Leopold von Belgien soll auch Hitler in Berchtesgaden besucht haben. Wie verlautet, soll er König von Belgien und Holland werden, wenn der Krieg so beendigt sein wird, wie es Hitler wünscht.

Die Luftangriffe zwischen Deutschland und England werden fortgesetzt. Italien mußte besonders schwere Angriffe der englischen Flieger verzeichnen, ohne viel was machen zu können.

Die Krupp Fabriken in Essen sollen so beschädigt sein durch englische Luftangriffe, daß die Produktion auf halb soll reduziert sein.

Mittwoch, den 20. November: Allem Anscheine nach wollten die Deutschen in England eindringen, doch wurde der Versuch durch die englische Luftwaffe vereitelt.

Ungarn unterschreibt den Pakt des Eintritts in die Rom, Berlin, Tokio Allianz, mit andern Worten stellt Ungarn unter deutsche Oberhoheit. Dadurch rückt Deutschland einen großen Schritt auf dem Balkan vor.

England hat an Canada eine Bestellung auf 18 Schiffe erteilt.

Ein Wolkenbruch auf Jamaica hat viele Todesopfer zu verzeichnen.

Die Griechen schlugen die Angreifer, die Italiener, mit Bayonetten zurück.

Bulgarien hat die Reserven zu den Fahnen gerufen. Wie's scheint, will sich das Kriegsfeuer über ganz Europa verbreiten.

Deutsche Flugzeuge griffen das Midland Englands an, indem Hunderte Flugzeuge ihre Bomben abluden. Der Angriff war gegen Birmingham gerichtet, das aber bereit war mit den Angreifern den Kampf aufzunehmen. Der Schaden soll auch nicht so groß sein. Was die Deutschen durch diese Angriffe erreichen wollen, gelingt ihnen nicht.

In der Schweiz wurde die Nazipartei aufgelöst und verboten.

Donnerstag, den 21. November: Bei der Eröffnung des Parlaments in London sagte der König in seiner Thronrede, daß der Kampf bis zum Siege durchgeführt würde werden.

Nach der Thronrede sprach Premierminister Churchill und sagte, daß der Weg zum Siege ein langer sei, doch werde England zum Angriff übergehen, wenn die Zeit gekommen.

Lord Halifax, der Außenminister sagte im House of Lords, daß England an Rußland Angebote gemacht, um das Verhältnis der beiden Reiche zu verbessern.

Ein Paar Eltern hatten ihr kleines Kind sehr geschlagen, und wurden beide zu 6 Monate Gefängnis verurteilt. Das Kind wird andere Eltern erhalten. Das geschah in Winnipeg. Die Eltern heißen Lauzier.

Ein englischer Air Marshal und mehrere hohe Offiziere gerieten in italienische Gefangenschaft, als ihr Flugzeug in Zilizien notlanden mußte.

Freitag, den 22. November: Koritza ist von den Griechen genommen worden, die weiter vorstoßen, und die Möglichkeit besteht, daß Italien ganz geschlagen werden kann. Ihr Angriff in Egypten ist aufs neue zurückgeschlagen worden.

Die Türkei sagt, daß irgend ein Schritt, der den Krieg näher bringen könnte, würde die Türkei im Kriege finden. Der deutsche Gesandte, Franz von Pappen, traf in Ankara ein, als diese Bekanntmachung herausgegeben wurde. Und eine andere Nachricht sagt, daß die deutsche Armee sich nach dem südosten zusammenzieht, und ein Angriff Deutschlands gegen Griechenland, die Türkei, besonders gegen die Dardanellen wohl im Laufe einer Woche zu

Deutscher Lehrer,

mit guten Zeugnissen, sucht Stellung per sofort.

Man schreibe an die Rundschau.

erwarten sei. Moskau soll Bulgarien aufgefordert haben, in keine Verwicklungen mit den Achsen einzugehen. König Boris von Bulgarien ist aber auch in Berchtesgaden bei Hitler gewesen.

Sonnabend, den 23. November: Daß, die russische Nachrichten Agentur verneint, daß Rußland seine Einwilligung zu Ungarns Beitritt zur Achse Berlin, Rom und Tokio gegeben habe.

Die Griechen gehen weiter vor, die Italiener sollen in voller Flucht sein.

König Boris soll Hitler gesagt haben, daß Bulgarien nicht bereit sei, dem Pakt beizutreten, es wolle aus dem Kriege bleiben, und mit Griechenland und der Türkei im Frieden bleiben. Es hat etliche Klassen der Reserve demobilisiert.

Japan soll die Hoffnung auf einen Frieden mit China aufgegeben haben. Es wird wohl weitere schwere Kämpfe zur Folge haben.

Montag Morgen, den 25. November: Englische Flugzeuge griffen die ganze Nacht den Kontinent an von Turin in Italien bis nach dem Norden Deutschlands. Berlin mußte den Abwurf von 1000 Bomben aushalten. Krupps Werke in Essen waren auch ein Ziel, und große Feuer konnten 20 Meilen weit gesehen werden.

Deutschland griff auch England an, eine südliche Stadt soll schwer angegriffen sein, sonst war der Angriff auf Kent abgesehen. Von London konnte der Angriff abgewiesen werden.

Die Griechen drangen 19 Meilen hinter Koritze vor, die Italiener frei-

bend. Ein Battalion Italiener ist in Jugoslavien hinein gegangen, wo sie interniert wurden. Englische Soldaten sind in Griechenland gelandet zur Hilfe für die Flugplätze, von wo aus Italien durch englische Flieger angegriffen wird.

Die deutsche Propaganda setzt gegen Griechenland ein, es beschuldigend, daß es eine Handhabe in Englands Hand sei.

Slovakien hat auch den Pakt als sechstes Reich unterschrieben, 24 Stunden nach Rumänien.

Der deutsche Gesandte in der Türkei ist auf dem Wege nach Berlin. Die türkischen Zeitungen machten bekannt, sie wollten nur die Sicherheit des Landes wahren, und nicht durch ein Ultimatum überrascht werden.

Im Atlantik hat ein deutsches Kriegsschiff wieder Angriffe gemacht. Auch U-Boote sollen Schiffe angegriffen und versenkt haben.

Der Papst wandte sich an die kriegführenden Reiche, den Luftkrieg einzustellen und dem Feinde nicht das zuzufügen, was sie sich selbst nicht würden zufügen wollen.

Modern Dairy Products

The present-day system of handling milk and dairy products is almost entirely the result of knowledge based on research carried out by the Science and Experimental Services, Dominion Department of Agriculture, in coordination with other Canadian scientific bodies. The establishment of modern methods is based on the painstaking investigation on the physiology of micro-organisms, and the application of this knowledge to practical problems. The researches into methods of evaluating milk and dairy products have become as important as the hygiene of milk production. Bacteriological research has effected a marked change in the conception of food utilization.

Facts of Interest

Parachutes now being made in Canada at rate of 500 a week, announces Hon. C. D. Howe, Minister of Munitions and Supply. This production will be doubled in near future.

Factory sales of pig iron, ferro-alloys, steel ingots and castings, and finished rolled products in Canada were valued at $75,934,481 in 1939, an increase of 27 per cent. over 1938.

— The marketed value of canned fish produced in Canada in 1939 was $15,449,000.



Die Freude der Wiederwahl sehen wir auf dem Antlitz des Präsidenten Roosevelt. Hinter ihm sitzt seine stolze Mutter.



Hier sehen wir einen holländischen Flüchtling, die kleine Florence Bosman mit ihrem Pudel bei der Ankunft in New York.

